Tutti Frutti.

V.

Tutti Frutti.

Aus den Papieren

des Verstorbenen

De mortuis nil nisi bene.
(Zur Beherzigung für alle Recensenten.)

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Fünfter Band.

Gegen Nachdruck in Würtemberg privilegirt.

Stuttgart,
Hallberger'sche Verlagshandlung.

1834.

I.

Politische Ansichten

eines

Dilettanten.

Einleitung.

Es ist nicht immer nöthig, daß das Wahre sich gleich verkörpere; indeß schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Uebereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst — freundlich durch die Lüfte wogt.

Göthe.

Der politische Schwindel beherrscht die Welt, und das Sprüchwort: — Schuster bleib' bei deinem Leisten — ist aus der Mode gekommen. Denn wie Herr von Pradt ausruft: Wer von uns ist heutzutage nicht General — Minister — König gewesen! so möchte ich fragen: Welcher Advocat will heute nicht den Staat regieren, welcher Schuster ihm nicht dabei helfen, und wel-

cher literarische Lampenputzer nicht die Welt mit seinem Licht erleuchten! Das Schlimmste ist — die Krankheit wirkt, noch gewisser als die Cholera, contagieus und epidemisch zugleich, und Keiner, er sträube sich, wie er wolle, kann sich mehr von ihrem Einflusse ganz frei erhalten.

Auch mir geht es nicht besser als allen Andern, und der Leser verwundere sich daher nicht zu sehr, wenn er sieht, daß auch dieses Buch nicht ohne einen starken Anfall des erwähnten Uebels in die Welt zu treten vermag.

Einige politische Gedanken bedrängten mich, und so viel ich deren auch von Andern höre und lese, so schien mir, daß doch immer noch etwas zu sagen übrig bleibe.

Um diese Stimmung abzulösen, schrieb ich den folgenden Aufsatz. Man beurtheile ihn nicht anders, und wenn ich im Verlauf desselben zu ernst, zu gravitätisch für meine Taille werden sollte, so bedenke man

eben, was ich gesagt: daß die Politik einmal die allgemeine Krankheit uns'rer Tage ist, und ein Kranker jedenfalls doppelte Nachsicht verdient.

Bemerken muß ich aber noch, daß dieser Aufsatz bereits vor zwei Jahren geschrieben wurde und jetzt nur wenig Veränderung erlitten hat. Ich theilte ihn damals unsern hochverehrten Prinzen, einigen Ministern und andern marcanten Männern des Landes mit. Unsere Prinzen widmeten demselben, da sie Alles, was das Vaterland betrifft, mit so regem Interesse ergreifen, von Allen die meiste Aufmerksamkeit, und ich verdanke ihnen manche geistvolle Belehrung. Auch einige der Standesherren billigten meine Ansichten, der kleine hundertköpfige Dienstadel nur tractirte sie, wie man leicht denken kann, als eine eben so abgeschmackte als strafwürdige Tollheit, und der davon Kenntniß nehmende Theil der Beamtenwelt gab mir die Schrift stillschwei-

gend mit vornehmen, wenn gleich etwas bitt'rem Lächeln zurück. Viele Andere behaupteten auch, daß solche Vorschläge unausführbar seyen. Das Letzte kann ich nicht unbedingt glauben, und es würde uns wahrlich nicht allzuviel Ehre bringen, wenn dem also wäre, indessen müssen wir zuvörderst sehen, was ein größeres Publicum darüber urtheilt. Zwei im Wesentlichen mir ganz Gleichgesinnte haben sich seitdem schon vor diesem vernehmen lassen, ein unter dem Namen Baltisch aufgetret'ner Autor, und der Verfasser der Schrift über Fideicommisse *). Beide sind aus dem Bür-

*) Außerordentlich schön und wahr sagt dieser Letztere:

„Einer der größten Uebelstände unserer Zeit ist, daß für die Mehrzahl allein diejenigen Systeme faßlich und begreiflich sind, welche entweder zur Despotie oder zur Anarchie führen. Die Kenntniß der wahren Freiheit ist noch zu wenig verbreitet.“

„Man wird aber stets übel fahren, wenn

gerstande, und dieß habe ich für ein gutes Zeichen gehalten. Ich wünschte mir nur gleiches Talent und gleiche Kenntnisse mit jenen geehrten Beiden, um eben so überzeugend zu dem unparteiischen Leser sprechen zu können, als sie es gethan.

Ich lasse jetzt, gleichsam als kurze Inhaltsanzeige, und damit Jeder im Voraus

---

man den Völkern nur immer weitläuftige Constitutions-Urkunden proclamirt, die das Volk an keinem Orte auch nur nothdürftig zu erfassen im Stande ist."

„Noch übler, wenn man thörichterweise vorauszusetzen wagt, das Volk werde aus den politischen Hahnengefechten der Parteien und den täglich wechselnden Meinungen der Volksredner zur klaren und richtigen Erkenntniß seiner wahren Interessen gelangen."

„Die Freiheit muß erlernt werden durch eine progressive Entwickelung der Freiheit, wie man in den Wissenschaften das Höchste nur erreicht durch Weltkenntnisse und stetes Nachdenken."

und weiter unten:

„Nunmehr ist aber dringend nothwendig,

wisse, was er finden wird, Folgendes vorangehen.

Die Gesetze der äußern Natur, wie die Erfahrungen der Geschichte, lehren uns, auf beiden Wegen menschlicher Erkenntniß, unwidersprechlich: daß das Altwerdende, sey es auch noch so sehr seiner Zeit entsprechend, noch so vortrefflich constituirt gewesen, endlich absterben, und eben so,

---

daß der adelige Stand gleichfalls geordnet werde, weil er der Monarchie um so unentbehrlicher wird, als die Democratie, mit Rechten versehen, auf den Landtagen auch mit Ansprüchen auftreten wird und muß."

„Wie ist dem Adel zu helfen? wie ihn constituiren?"

„Dem Adel ist nur dadurch zu helfen, daß man ihn abschafft; man erschrecke nicht! wir wollen damit nur sagen, daß er in seiner jetzigen Verfassung abgeschafft werde, und eine neue zeitgemäße Organisation erhalten muß."

Wie sehr bin ich hierin mit dem tiefblickenden Autor einverstanden! weniger mit den Mitteln, die er, um zum Zwecke zu gelangen, vorschlägt.

daß das jugendliche Neue in seinem frischen Wachsthum und seiner Ausbildung fortschreiten muß. Nicht anders, als durch die gewaltsamste, grausamste Ausrottung kann es ganz und erfolgreich beseitigt werden, wie z. B. der Protestantismus in Böhmen und Salzburg; partielle Reactionen verdoppeln nur seine Kräfte, und also nur homöopathisch, d. i. indem man es mit seinen eig'nen Mitteln bekämpft, kann man es wohlthätig aufhalten, wo es etwa zu schnell und zu üppig wächs't. Daßelbe Gesetz aber, in der so consequenten Weltordnung, wie im Physischen, auch im Geistigen – im Reiche der Ideen.

Wir dürfen es uns nicht ableugnen, wenn wir nicht dem Strauße nachahmen wollen, der nicht sieht, weil er den Kopf im Busch verbirgt: daß Freiheit, so weit dieses Gut irdisch und vernunftgemäß zu erlangen steht, die junge Pflanze ist, welche jetzt in der Weltgeschichte treibend empor-

schießt. Zu vertilgen ist sie nicht mehr, wenn man auch wollte, weil sie bereits zu tief gewurzelt, überdem auch schon in den vereinigten Staaten von America, das man prophetisch die neue Welt nennt, den vortheilhaftesten Boden zu einem bereits in großer, wenn auch noch nicht vollendeter Fülle blühenden Exemplare gefunden hat.

Europa's Boden ist ihr dagegen, in solcher Art von Ausbildung, wegen des Ganzes seiner frühern Cultur und Geschichte gewiß durchaus ungünstig, und ich bin daher vollkommen der Meinung: daß sich hier die neue Zeit mit ganz andern Modificationen entfalten muß, und daß eine zu schnelle und übereilte Entwickelung derselben, diesen europäischen Boden (um bei dem gewählten Gleichniß stehen zu bleiben) vielleicht auf Jahrhunderte aussaugen und unfruchtbar machen; folglich jenem schönen Freiheitsbaume, wäre er auch noch so

freudig aufgeschossen, doch bald ein zu früh=zeitiges Alter und Absterben bereiten würde.

Es mag seyn, daß wir in der Theorie ein Ideal aufstellen können, was in seiner Vortrefflichkeit vielleicht alle jetzigen Verfassungen über den Haufen stieße. Aber die Frage kann bei dem Vernünftigen hier nicht seyn: Was ist das Beste an sich, sondern: welches Beste können wir erreichen? Würde man nicht den Schulknaben auslachen, der Zeichnen lernen soll, und schon in der ersten Unterrichtsstunde erklärte, er wolle nur Raphael'sche Gemälde malen, aber nicht mit Linien und Perspective anfangen, um, wenn er Genie genug dazu habe, gradatim ein Maler zu werden?

Also nur durch Jahrhunderte, durch viele und viele Uebergänge können wir vielleicht einst das politische Utopien erreichen, das unsere Enthusiasten so vielfach anzupreisen streben.

Ist dieß aber wahr, so darf auch der

jetzige Vorwurf der Staatsmänner in Europa nur der seyn, mit möglichster Berücksichtigung des Zeitgeistes, und in seiner eigenen, nur weise angehaltenen und gemäßigten Richtung, den herannahenden Strom so unschädlich dem Bestehenden als möglich zu machen, und ihn in vielfachen Canälen durch die Klippen zu führen, um das Land zu befeuchten, statt die Fluth sich auf einmal darüber hinstürzen zu lassen, und das Land zu verheeren.

Dazu aber scheint, meiner festen Ueberzeugung nach, am sichersten bei uns nur auf dem Wege constitutioneller Monarchieen zu gelangen zu seyn, und auch dieses Mittel kann nur wiederum mit Hoffnung auf Erfolg angewendet werden, wenn man da, wo es in Wirksamkeit treten soll, auch für die Dauer desselben sorgt, und zu diesem Behuf aus den vorhandenen Elementen eine starke und gewichtige, den Forderungen der Zeit entsprechende Ari-

stocratie vorher gebildet hat, eine solche, die dem Staate nichts kostet, sondern auf eig'nen Füßen steht, aus eig'nen Kräften sich erhält, und aus dem Volke stets erneuert.

Ohne diese wird das Königthum immer mehr und mehr, und zu der Völker Unglück, einen schweren Stand erhalten, und schon hat Frankreich in dem ewigen Wechsel seiner Dynastieen hinlänglich gezeigt, wie unentbehrlich das aristocratische Princip für die Erhaltung einer jeden Art von Monarchie, am meisten aber einer constitutionellen ist, ein Princip, welches auch wir leider bei uns im Königreich Preußen so künstlich untergraben haben, und welches wieder zu heben, und durch zweckmäßige Umgestaltung zeitgemäß zu machen, wir noch immer nicht die geringste ernstliche Anstalt machen*).

*) Schon Baco sagt: Eine Monarchie ohne Aristocratie kann nur ein absoluter Despotismus

Frankreich ist nur deßhalb zu dem Unding einer republicanischen Monarchie geworden, weil es die Bourbons versäumten, sich eine mächtige, ächte Aristocratie zu schaffen, statt einer nominellen. Dazu hätten sie ihre reichen Mittel und ihre Milliarden verwenden sollen, die, einzeln an Unbedeutende versplittert, ihren Untergang nur beschleunigt hat.

Wie aber nun das democratische Element dort immer mehr unter dem Thonbilde eines nur sogenannten Königs wuchernd, die Oberhand gewann, kamen sie bald dahin, daß schon vor geraumer Zeit ein Minister in der Deputirtenkammer öffentlich zu erklären für nöthig fand: Niemand könne das Wahlsystem vernünftigerweise als aristocratisch bezeichnen, wenn

seyn — heute aber nicht mehr des Thrones, sondern der Beamten oder des Volks, im ersten Falle also Büreaucratie, im zweiten Anarchie.

anders man nicht entschieden geneigt sey, sich ferner eines Wortes zu bedienen, das aus der französischen Sprache ausgemerzt worden sey *)!

Mit der Ausmerzung dieses Wortes und der Anstalt, die es bezeichnet, ist aber auch, wie jetzt die Sachen in Frankreich stehen, das Wort König nur noch ein leerer Schall, und auch bei uns in dieser Hinsicht die Aeußerung eines sehr gelesenen deutschen Journals bemerkenswerth, das, frohlockend über die Vernichtung des Adels, ausruft: „Nun haben die Völker es nur mit Einem noch zu thun!“

Soll der Thron in seiner Integrität fest bestehen, und der Inhaber desselben

*) Die Geldaristocratie und Rothschild's Reich nahm er wahrscheinlich mit einer Reservatio mentalis von diesem strengen Urtheilsspruche aus.

nicht nur ein Präsident mit dem bloßen Titel König seyn — was in dem größten Theil von Europa weder gerecht, noch volksgemäß seyn würde — so muß er auf die eherne Basis einer machtvollen Aristocratie gestellt werden; worunter ich jedoch den Leser sehr bitte, nicht etwa Ultra's, noch Adel überhaupt, wie er jetzt beschaffen ist, zu verstehen, sondern ein volksthümliches Institut dieser Art, wie es zum Nutzen und Heil des Ganzen denkbar und ausführbar ist.

Diese Ansichten sind es hauptsächlich, welche ich in dem folgenden Aufsatze etwas umständlicher auszuführen versucht habe, mit besonderer Rücksicht auf unsere vaterländischen Verhältnisse und Localitäten, indem ich zugleich unvorgreifliche Andeutungen hinzugefügt, wie ich glaube, daß ein solcher Zustand der Dinge bei uns auf vernünftige und selbst populaire Weise noch realisirt werden könne, wenn man sich nur

gehörig verständigen und von allen Seiten guten Willen dazu mitbringen will.

Im Ganzen ist jedoch mein Wunsch nur, hiedurch eine Anregung zu weiterer Forschung auf demselben Wege zu geben, und gern sage ich, was meine individuellen Ansichten betrifft:

Salvo meliore.

Man lies't täglich Brochüren über die so reissend fortschreitenden Begebenheiten, und über die Bedürfnisse der neuesten Zeit, die bald mehr, bald weniger Beifall erlangen, jedoch meistens nur in theoretische Declamationen ausarten, die sich in der Luftregion verlieren, ohne irgend wo festen Boden zu fassen, und namentlich über das, was sich speciell uns Preußen aufdringen muß, nirgends recht aufrichtig mit der Sprache heraus wollen *).

Nur in diesem letztern Sinne, mit möglichster Abstrahirung von allen im Voraus

*) In Blackwood's Magazin fand ich zwar neulich einen Aufsatz über Preußen, der ziemlich in's Detail geht, aber dabei zugleich eine so unerhörte Unkenntniß seines Gegenstandes

aufgestellten allgemeinen Systemen, sey es mir erlaubt, sowohl einige Andeutungen über Das hinzuwerfen, was uns, meiner

---

verräth, daß ihn gewiß Niemand, der mit unsern Verhältnissen nur einigermaßen vertraut ist, im Tadel wie im Lobe ohne Lachen lesen kann. Ich führe von jeder Art nur ein Beispiel an.

Vom unsterblichen Friedrich erfrecht sich der Autor zu sagen: „In Friedrichs Augen war der preußische Bauer nichts als ein künftiger Soldat. Hätte man ihm seine Freiheit gegeben, würde man ihm Geschmack an Unabhängigkeit und Ungehorsam gegeben haben (schöne Folgen der Freiheit!), und so hielt er es für besser, ihn leibeigen zu lassen, in der ganzen Stärke und Grausamkeit dieses Worts. In seinen Briefen scherzt unser philantropischer König manchmal über das Schicksal dieser Armen, deren Lage Voltaire's Freund nicht verbessern zu können glaubte."

Welche unwürdige, grundlose Schilderung des großen Mannes, der in steter, gewissenhaftester Uebung seiner Pflichten und strengster Unpartheilichkeit gegen alle seine Unterthanen für ewige Zeiten das Muster der Könige bleiben wird. Als Lob soll Folgendes gelten:

„Die militärische Disciplin ist übrigens in ganz Preußen vorherrschend. Man bemerkt sie

Meinung nach, wohl frommen könnte, als auch über die Natur des Zustandes, in dem wir uns wirklich befinden, und wie wir in denselben gerathen sind. Mehr bezwecke ich nicht — denn zu erschöpfender, folgerechter Ausarbeitung dieser Gegenstände fehlt es mir eben so sehr an Zeit als an Lust, und höchst wahrscheinlich auch an Geschick.

---

in seinem Verwaltungssystem, und in allen von der Regierung getroffenen Maasregeln. Sie erstreckt sich auf alle Beamten. Die große Regierungsmaschine geht auf solche Weise gut und schnell. Ich glaube nicht, daß in Betreff der Geschwindigkeit, der Oeconomie und Genauigkeit, irgend etwas diesem System gleich gestellt werden könnte, das, wenn man will, despotisch, aber bei weitem weniger verschürzt und hinderlich, bei weitem weniger geneigt ist, sich selbst zu vernichten, als die vertretenden Regierungen."

Ich überlasse jedem Kundigen, den Commentar zu dieser Stelle selbst zu machen, deren eine Hälfte unwahr, die andere schief aufgefaßt ist. Uebrigens wäre es gewiß sehr

Ich maße mir nicht entfernt an, ein Staatsmann vom Handwerk seyn zu wollen, glaube aber, als freier Beobachter, auch über Gegenstände dieser Art wohl einmal meine bescheidene Meinung so gut als ein Anderer äußern zu dürfen, wobei ich mich zugleich bemühen werde, das Wenige, was ich eben sagen will, mindestens offen,

---

gut, wenn unsere Beamtenwelt nur wirklich etwas militairisch organisirt würde. Oeconomisches und Schnelles würde unfehlbar dabei gewinnen.

Ueber die Landwehr wird eben so einseitig geurtheilt, und zuletzt schließt der Autor (wohl kein Engländer) damit, daß er uns versichert: Preußen werde durch sein Gouvernement constitutionell gemacht, ohne daß es selbst es merke, und ehe man sich es versähe, würden sich die preußischen Staaten mit einemmale frei (das sind sie schon im wesentlichsten Theile der Freiheit), constitutionell und vertreten erblicken. Das Letztere wünsche ich zwar von Herzen, bin aber hinsichtlich der Vorbereitung dazu ganz in dem Zustande, den der Verfasser uns zuschreibt, nämlich: ich merke nichts davon.

unparteiisch und Jedermann verständlich vorzutragen, ein Verdienst, dessen sich in der That nicht alle politischen Schriften unserer Tage rühmen können.

Ich bin weder ein Anhänger der sogenannten absoluten Volks-Souverainität, noch der unbedingten Legitimität, und der zu ihr (in diesem Sinne) gehörenden, absoluten Monarchie *). Denn weder die moralische Person des Herrn von Seckendorf, so geistreich und neu ihre Auffindung auch ist, noch alle Sophismen der Jarkischen Schule können mich absolute Herrschermacht als ein wohlthätiges Princip ansehen; noch alle Phantasieen der Ultraliberalen mir die Herrschaft der Democra-

---

*) Der Souverain ist allerdings des Volkes wegen da, aber eben deshalb kann das Volk nicht selbst Souverain seyn.

Eben so ist die irdische Macht des Souverain's nicht mit der geistigen Gottes zu vergleichen, weil Gott nicht unsertwillen, sondern wir seinetwillen da sind.

tie als etwas wünschenswerthes erscheinen lassen. Volks-Souverainität und Herrscher-Legitimität sollten sich, meiner Meinung nach, auf eine Art im Staate verschwistern, wie im Menschen der freie Wille und die Macht des Schicksals mit einander bestehen. Es liegt hierin allerdings, wie in allen tieferen Verhältnissen, etwas Mystisches, was nicht mehr haarscharf zu definiren ist, sondern mehr vom gesunden Gefühle wahrgenommen werden muß. Aber so viel sieht ohne Mühe Jeder ein, daß einseitig anerkannte Volks-Souverainität zu fortwährender Anarchie führen muß, absolute Monarchie von Gottes Gnaden hingegen keine bleibende Garantie gegen Tyrannei gewähren kann *).

*) Sehr merkwürdig sind in dieser Hinsicht die neueren Debatten in der französischen Deputirtenkammer (über die Adresse vom Januar 1834). Hier, wo drei Deputirte sich öffentlich zu den monstreusen Grundsätzen Robespierre's

Große Republiken — doch in der Regel nur gesellschaftliche Zustände, in denen Viele statt Eines befehlen wollen — scheinen überdieß aus tausend Gründen, die ich dem Leser und mir erlasse, in Europa dermalen ein Unding, am meisten aber in Deutschland, wo man eigentlich lieber gehorcht als befiehlt — selbst die Befehlen-

---

bekennen, beweisen sie mit großem Talent doch nur folgende zwei Dinge:

1) daß sie zwar, von dem Grundsatze der Volks-Souverainität ausgehend, wirklich nur ganz consequent folgern, und gibt man ihnen das Postulat zu, ganz in ihrem Rechte sind;
2) aber, daß eben deshalb das Princip ein irriges und höchst unheilvolles seyn müsse, mit welchem kein stabiles Regieren mehr möglich ist.

Gerade solche Erörterungen müssen es also am Ende dahin bringen, daß die Franzosen der gesunden Vernunft die Ehre geben, und dem Grundsatze der Volks-Souverainität in dieser Beschränktheit und Verkehrtheit der Ansicht gänzlich entsagen.

den. — Ueberdies werden alle Regentenhäuser bei uns in Deutschland wirklich noch kindlich geliebt, wenn man auch mit ihren Handlangern nicht immer zufrieden ist.

Ich gestehe also, daß eine wohlgeordnete constitutionelle, repräsentative Monarchie, in der sich Volk und Herrscher, gleich legitim, wie Seele und Körper vereinigen, mir ungeachtet der bisher aus andern Ursachen mißglückten Versuche dieser Art, und der aus diesem Grunde allgemein kühler gewordenen Vorliebe für diese Staatsform, immer noch von allen Verfassungsarten als die wünschenswertheste, dem Geiste der Zeit und den Deutschen angemessenste erscheint. Aber eine solche kann nur dem Zwecke allgemeinen Wohls entsprechen, kann nur auf die Dauer bestehen, wenn ein Drittes, ein wesentlich erhaltendes Princip in der Mitte steht, das eben sowohl der Willkühr des Herrschers als der unruhigen Anmaßung des

Volks einen unübersteigbaren Damm entgegensetzt.

Dieses Princip ist aber einzig und allein in einer volksthümlichen mächtigen Aristocratie zu finden, und so unpopulär dieser Name, weil man immer nur einen Sauerteig aus der Feudalzeit darunter verstehen will, auch jetzt geworden ist, so wird man doch über kurz oder lang darauf zurückkommen, oder dem constitutionellen Systeme ganz entsagen müssen.

Was lehrt denn Europa's neuere Geschichte schon jetzt einen Jeden, der mit unparteiischen Augen sehen will? Die großen Staaten, welche den constitutionellen Weg in den letzten Jahren einschlugen, haben ihn entweder zum Theil schon wieder verlassen, ja die crasseste Despotie ihm vorgezogen, wie Spanien und Portugal *),

---

*) In der allerneu'sten Zeit kehren zwar Spanien und Portugal sich wieder dem constitutionellen Systeme zu, und thun sehr wohl dar-

oder befinden sich, wie Frankreich, in einer Verwirrung und Auflösung, die nur eines Funkens zu neuen Umwälzungen bedarf, und künftigen Zeiten nur das tragicomische Schauspiel einer Nation ausstellt, welche ihre Dynastieen wie Hemden wechselt, ihren König täglich verhöhnt und beleidigt, in halber Anarchie sich fortwährend aufreibt, und stets wiederkehrender Revolutionen wie unentbehrlicher Aderlässe zu bedürfen scheint. Die kleinern Länder mit Constitutionen dagegen spielen eine noch traurigere Rolle, und wenn sie auch nicht bei allen so kläglich wie bei den Belgiern abläuft, so sind sie doch eigentlich weder recht Fisch noch Fleisch in dieser neuen Brühe, zehren sich in unnützen und verdoppelten Kosten auf, und würden, einige Schreier abgerechnet,

---

an, versäumen sie aber, wie früher, der Aristocratie einen gebührenden Platz darin anzuweisen, so wird das neue Gebäude bald wie das erste zerschellen.

es vielleicht von Herzen gern sehen, wenn sie die kostspielige Neuerung wieder mit guter Manier los werden könnten.

Eine solche Verfassungsart paßt wohl überhaupt nur für große Reiche, welche der Gang der Civilisation auch höchst wahrscheinlich nach und nach überall herbeiführen wird. Ich frage: ob eine Rudolstädtische oder Hechingische, Reußische oder Lippesche u. s. w. Constitution nicht an das Burleske streifen würde!

Es entsprachen also alle bisher neu etablirten constitutionellen Verfassungen ihrem Zwecke und den gehegten Erwartungen nicht. Nur England, ohngeachtet des fressenden Krebses seiner Geistlichkeit (der wohl nur durch Amputation gründlich zu heilen seyn möchte), ohngeachtet der gröbsten und lächerlichsten einzelnen Mißbräuche in seiner alten Verfassung, ohngeachtet des gemißhandelten, elend verwalteten und sich so oft drohend gegen dasselbe erhebenden Irlands, steht

dennoch immer gleich mächtig groß und fest in seiner constitutionellen Würde vor uns da, mit einer vollständigern Freiheit der Individuen, als irgendwo sich ein Staat in Europa erfreut, mit unumschränkter Freiheit der Presse, die es nicht zu fürchten braucht, mit sicherer Kraft inmitten aller Unruhe der Zeit, reformirend aber nicht umwerfend, nie plötzlich das Oberste zu unterst kehrend, drohend mächtig nach außen, mit Zuversicht im Innern, ja selbst Frankreich mit aufrecht haltend, was ohne dieses glückliche Bündniß der neu'sten Zeit (beiläufig gesagt, die größte und in ihren Folgen noch nicht zu berechnende, Defaite, welche die übrige europäische Diplomatie seit Napoleon erlitten hat) wahrscheinlich schon selbst zusammen gestürzt wäre.

Es muß also in seiner constitutionellen Verfassung doch ein Princip der Dauer liegen, welches den andern Staaten fehlt — und man zeige mir ein and'res, als das

seiner Aristocratie — denn Steinkohlen, oder das Meer, oder den englischen Egoismus dafür auszugeben, ist eine wahre Albernheit.

Nun gebe ich zwar gern zu, daß eine solche Anstalt, in andern Ländern aus dem Nichts heraufzubeschwören unthunlich sey, und weiß sehr wohl, daß sie immer auf einer schon vorhand'nen Basis wurzeln müsse. Fehlt aber diese etwa in Deutschland, wie sie in den vereinigten Staaten z. B. fehlen würde? Ganz das Gegentheil. Selbst in Frankreich, trotz seiner totalen Umwälzung durch die erste Katastrophe fehlte sie noch keineswegs, und ich sagte daher schon früher: es sey meine Ueberzeugung, daß die Bourbons noch heute, und glücklich für sich und Frankreich, regieren würden, wenn Ludwig der Achtzehnte alle Mittel, die ihm damals zu Gebote standen, dazu angewendet hätte, eine ächte und kraftvolle Aristocratie wieder herzustellen,

statt diese Mittel unter einen nichts sagenden Adel zu verzetteln, von dem er eine Hülfe und Unterstützung zu erlangen hoffte, die ein solcher haltloser Stand doch heutzutage weder gewähren kann, noch in der Regel will.

Auch bei uns ist der Adel im letzten Stadio der Auszehrung begriffen, aber dennoch sind die historischen und nationellen Elemente einer mächtigen und angesehenen Aristocratie immer noch darin hinlänglich vorhanden, um sie in wünschenswerther Gestalt neu construiren zu können. Hierbei will ich jedoch nicht behaupten, daß unsere Aristocratie auch in Allem der englischen gleich seyn könne, noch solle, nein, nur in den wesentlichen Puncten: der Macht zum Erhalten, und dem eig'nen lebendigen Interesse an dieser Erhaltung, im angemeß'nen Reichthum und Grundbesitz, in Popularität und Achtung bei der Nation, in eig'ner fester Dauer und den-

noch gleicher Zugänglichkeit für Alle — darin muß sie ihr ähnlich seyn. Alles dieß aber ist zu erreichen — bei dem vernünftigen, gemäßigten, klaren, deutschen Volke am ersten zu erreichen. Doch freilich müssen Völker und Regenten sich für diesen Zweck aufrichtig entgegen kommen, müssen von der Nothwendigkeit eines solchen vermittelnden Standes überzeugt seyn; die Einen nicht mehr zwei so himmelweit verschiedene Dinge, als verhaßter Blutadel und volksthümliche Aristocratie sind, für ein und daßelbe ansehen wollen; die Andern sich überzeugen, daß absolutes Herrschen nicht mehr zeitgemäß ist, sich daher auch ohne Eifersucht Pairs gefallen lassen, die es nicht bloß, wie in Frankreich, dem Namen nach sind — jämmerliche Schatten, weder einer Volksrepräsentation, noch einem Senat entsprechend — und mit dieser Gesinnung dann (denn von oben muß bei uns die Initiative dieser Einrichtung

allerdings ausgehen) einen neu organisirten Adel aufrichtig hervor zu rufen suchen, der nicht bloß aus Hofschranzen und besoldeten Dienern besteht, sondern im Volke wurzelnd, aus ihm erwachsen, und aus ihm sich fortwährend erneuend, diesem Volke auch werth seyn könne.

Liberale! Ihr wollt unbeschränkte gesetzliche Freiheit der Person, ihr wollt unbeschränkte gesetzliche Freiheit der Presse. Es ist ein schöner, ein gerechter Wunsch! Aber Ihr werdet ihn nie erreichen, und solltet Ihr es einen Augenblick lang, doch das Erreichte nie behalten, ohne den festen Bürgen einer starken Aristocratie.

Welcher Souverain wird, ohne Schutz vor dem democratischen, oft demagogischen Elemente, das, seiner Natur nach ewig veränderlich, fort und fort einem Besseren nachstrebt, und deßhalb nie ein Gutes bewahren kann, Euch eine Freiheit gewähren mögen, die seine eig'ne Ruhe und

die seiner Völker jeden Augenblick bedroht; ja, welche Regierung, selbst wenn sie aus Eurer Mitte genommen wäre, wird im Stande seyn, sich gegen Euer eig'nes Freiheitsfeuer zu erhalten, das der Füllung eines Luftballons gleicht, womit dieser, wenn der nöthige Ballast fehlt, bis in die unendlichen Räume unaufhaltsam fliegend fortgerissen wird. Glaubt es, denn es ist wahr, der Vortheil Aller fordert Beschränkung, und was im Leben selbstgewählte Beschränkung aus freier Willkühr ist, das ist für eine Nation die Monarchie, und für diese wiederum die Aristocratie im Staate.

Ich werde weiter unten ausführlicher zu entwickeln suchen, wie ich mir die Beschaffenheit einer zeitgemäßen Aristocratie in unserm Vaterlande Preußen denke.

Vorher muß ich aber nochmals festsetzen: daß ich überhaupt unter einer rationellen Constitution nur eine solche verstehen kann, wo die nöthigen Gewalten in einer so wohl

abgemessenen Wechselwirkung stehen, daß durch eine Deputirtenkammer der Gemeinen (aus zweckmäßig constituirten Wahlen hervorgehend) dem Principe des Strebens nach ewiger Vervollkommnung freier Spielraum gegeben sey; durch eine mächtige und geehrte Aristocratie aber diesem, seiner Natur nach stets gährendem Principe, ein hinlänglich erhaltender Damm entgegen gesetzt werde, und endlich der executiven Gewalt des Thrones; mit dem Recht des Veto, Machtmittel genug verliehen sind, um jedesmal nach der Seite hin den Ausschlag geben zu können, wo sie es dem wahren Interesse des Ganzen — was unter solchen Umständen immer nur das ihrige seyn kann — angemessen findet. Die Initiative der Gesetzgebung kann dann gewiß ohne Gefahr dem Souverain wie den Volksvertretern gleichmäßig zustehen.

Unter diesen Bedingungen also nur scheint mir jedem großen Reiche eine constitutio-

nelle Verfassung wünschenswerth; es kömmt nur darauf an, ob sie ausführbar ist. Fehlt aber in dieser nothwendig harmonischen Dreieinigkeit der Gewalten irgend eine derselben, so ist selbst die absolute Monarchie, durch allgemeine Bildung ohnehin heutzutage schon gemildert, einem solchen constitutionellen Zwitter hundertmal vorzuziehen *).

Diese Ansicht, einmal aufgestellt, wird nun, unserm Zweck gemäß, zuvörderst zu untersuchen seyn, ob in Preußen eine repräsentative constitutionelle Verfassung über-

*) Die Gegner des constitutionellen Princips haben es lächerlich zu machen gesucht, daß man drei so heterogene Dinge, wie Democratismus, Aristocratismus und Monarchismus, in einen Topf werfen, und daraus die beste aller Staatsverfassungen brauen wolle.

Demohngeachtet ist nichts den ewigen Gesetzen der Natur entsprechender, die alles Bestehende aus Polarisation und Antagonismus zusammengesetzt hat. Geist, Seele und Leib haben auch sehr verschied'ne Tendenzen, und machen doch erst zusammen den ganzen Menschen aus.

haupt schon gehörig vorbereitet sey, welche Elemente dazu vorhanden sind, und was ohne sie jetzt unser factischer Zustand ist.

Es ist wohl Jedem offenbar, daß Preußens ganze Stellung peremtorisch verlange, ja, daß es sein eigentlicher Beruf sey, bei dem Marsche europäischer Civilisation stets mit seinem Motto: „Vorwärts!" wo nicht Allen voranzuschreiten, doch wenigstens in den vordersten Reihen seinen Platz einzunehmen. Jede andere Politik möchte für Preußen einst gefährlich werden.

Schon seit der Reformation, deren Lehren es ganz mit dem Geiste des Volkes, und selbst wider die Gesinnung seines damaligen Fürsten auffaßte, scheint die preußische Monarchie berufen: Deutschland vorzuleuchten, und zwar auf die edelste Weise, ohne alle gewaltsame Umwälzung nur mit dem eben so gewaltigen aber zugleich besonnenen, rechtmäßigen

Fortschreiten der Vernunft. Sehr richtig ist in dieser Hinsicht bemerkt worden: „daß der siebenjährige Krieg ebenfalls nur eine Fortsetzung des dreißigjährigen war. Wäre Friedrich besiegt worden, so ergriff der Katholicismus und mit ihm der Obscurantismus wieder die Macht auf mehrere Jahrhunderte."

Hier aber können nun selbst die Feinde Preußens nicht leugnen, daß in diesem Reiche seit dem großen Churfürsten fortwährend, durch einen wahrhaft erhaben zu nennenden Regentenstamm, der, abgerechnet, daß aus ihm einer der größten Männer aller Jahrhunderte hervorging, rastlos Intelligenz zu verbreiten und zu erhalten gesucht hat — daß, sage ich, durch eine so selten und glücklich fortdauernde Persönlichkeit in diesem Regentenstamm, ohngeachtet er absolut über uns herrschte, nach und nach eine Liberalität im Gouvernement einheimisch geworden, und eine Frei-

heit des Volkes herbeigeführt worden ist, die jetzt so stark in der öffentlichen Meinung Wurzel geschlagen hat, daß sie schon nicht mehr precair, und bloß von der Person des Herrschers abhängig, genannt werden kann — sondern es wirklich in unserm Lande jetzt schon fast unmöglich geworden ist, in der Hauptsache anders als liberal zu regieren. Wir leben daher auch bereits freier in Bezug auf die vom Throne ausgehende Willkühr, als in sämmtlichen schlecht construirten constitutionellen Staaten, obgleich unter einem absoluten Herrscher, der, der Verfassurg gemäß, mit uns jeden Tag so ziemlich wie mit Sclaven verfahren dürfte. Bloß die Gewalt der Intelligenz hat es also schon dahin gebracht, daß ein Monarch Preußens, selbst den Gedanken kaum mehr fassen kann, wirklich absolut, d. h. nach bloßer Willkühr regieren zu wollen. Aechte Liberalität in der Gesinnung Aller hat so bereits,

gleich einer aufgegangenen Sonne, den Thron wie die Hütte erleuchtet, hauptsächlich vielleicht deßhalb, weil wir durch die Weisheit uns'rer Fürsten schon längst von einem der größten Hemmschuhe der Civilisation befreit worden sind, ich meine von einer dominirenden Kirche, jenem Staate im Staate, der nur verzehrt ohne zu erwerben, mit keinem lebendigen irdischen Interesse der Nation wahrhaft verwachsen ist, und auf den Himmel sich stützend, da, wo er die Macht einmal an sich gerissen, dem Weltlichen nur gebieten, nicht ihm gehorchen will. Dieß aber gewährt uns eben zu jedem Schritte nach vorwärts einen unermeßlichen Vortheil, dessen Mangel England selbst erschüttert, Frankreich verwirren hilft, und Oesterreich zum Stillstehen zwingt. Haben wir nun so Großes den Vorfahren uns'res Herrscherstammes zu danken, so sind wir jetzt Lebende noch besonders gesegnet, denn wo fänden wir ein

allgemein geliebteres, ein würdigeres Haupt, als unsern König, in welcher heutigen Fürstenfamilie auch einen blühenderen Stamm rüstiger, wohlwollenderer und besser gebildeter Prinzen? Nunquam libertas gratior exstat, quam sub rege pio, ist ein altes Wort, das aber für unsern verehrten Monarchen eigends erfunden zu seyn scheint, und ich glaube nicht, daß es einen einzigen Preußen gibt, der hierin nicht mit mir übereinstimmte, und diesen theuren Fürsten nicht mit religiöser Liebe und Treue anhänge. Der wohlwollende Sinn, die Mäßigung, die unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe, der so richtige und scharfe Blick bei allen großen Gelegenheiten, der Haß aller Willkühr, die unsern König auszeichnen, sind ja Alles g'rade die schönsten Zierden für einen constitutionellen Monarchen. Sie verbürgen uns auch jetzt unendlich viel — und ist eine freimüthige Aeußerung erlaubt, so könnte in Bezug auf unsern theuern

Herrscher, bei den dermaligen Verhältnissen, vielleicht nur der einzige Wunsch noch übrig bleiben, daß Seine Erlauchte Person zugänglicher wäre, daß es leichter sey, den König selbst zu sprechen, um Seiner hohen Einsicht persönlich vortragen zu dürfen, was so oft durch das Interesse Anderer entstellt, ihm nur einseitig bekannt werden kann — denn ein König, sey er auch noch so groß, gut und weise, kann doch nicht immer Mißbräuchen wehren, nicht immer unglückliche Maßregeln verhüten, nicht immer Irrthum vermeiden und schädliche Institutionen entkräften oder aufhalten, wenn er nur die Stimme seiner Diener hört, und keine freie unabhängige Organe da sind, welche ohne Dienstabhängigkeit auch die Stimme der Nation unverfälscht und öffentlich zu seinem Throne zu bringen befugt sind; auch keine Anstalten die, wie Freiheit der Presse und allgemeine Volksrepräsentation, das

Volk selbst über sein wirkliches Wohl aufklären, und durch vielfache, wohlthätige Reibung und Austausch der Ideen das Wahre und Beste endlich an's Tageslicht bringen müssen.

Wo dieß fehlt, mögen auch bei dem besten Monarchen feste Stützen wankend werden, und leicht sich ein langsames Gift einschleichen, das bei eintretenden ungünstigen äußern Umständen selbst den sonst gesundesten Körper gefährden kann.

So ist es nicht in Abrede zu stellen, daß bereits bei uns eine früher sehr feste Stütze nicht bloß wankt, sondern schon so gut als vernichtet ist, ohne durch eine andere ersetzt worden zu seyn, und als ein schleichendes Gift möchte wohl die statt ihrer erwachsene, aber keineswegs denselben Beruf zu erfüllen fähige Bureaucratie, die immer mehr zum System werdende Herrschaft der Beamtenwelt bezeichnet werden können, die sich auf den Trümmern eines

bedeutungslos geword'nen Adels empor gehoben hat, und jetzt die eigentliche Einheit und Kraft des Staates vielleicht mehr als übermächtige Barone oder eine unruhige Deputirtenkammer untergräbt; die Energie des Volkes schwächt; in die, durch einige geniale Köpfe hervorgerufene Industrie und den freien Verkehr noch immer allzuhäufig kleinlich hemmend eingreift; allen großartigen Gemeinsinn und heilsame Verbrüderung der Nation aber absichtlich zerstört, weil sie im rivalen Conflict der verschied'nen Stände ihren besten Vortheil findet, und daher Stadt und Land, Bürger, Bauer und Adel gern feindlich einander gegenüber stellt, während sie selbst nur alle gleichermaßen unter die eisernen Daumschrauben amtlicher Autorität, und einer Unzahl sich zum Theil widersprechender, zum Theil unzweckmäßiger Gesetze zu beugen sucht, die in ihren gewandten Händen

beliebig zu einer Geißel, oder einer wächsernen Nase werden.

So liegt sie wie ein Alp, wie eine tiefe Gewitterschwüle auf dem Lande, und es ist die höchste Zeit, daß diese moderne Hyder mit tausend Köpfen gelähmt, diese in's Unzählige gehende Vereinzelung individueller Thätigkeiten für ein einseitiges Interesse, in eine Bahn des der ganzen Nation gemeinsamen Interesses geleitet werde, und so einem regern, constitutionellen Leben der Monarchie Platz machen.*)

*) Es ist authentisch, daß wir im Staat von 60 Jahren nicht mehr denn 17 Assessoren (die damals glaub' ich Assistenten hießen) hatten. Heute sind deren 400! und doch werden durchschnittlich nur 12 Rathsstellen offen. Ferner sind gegen 2400 Referendairen und wahrscheinlich gegen 4000 Auscultatoren! Dieser Zudrang vermehrt sich wie eine Lavine, und auch ohne Besoldung drücken doch alle diese Menschen auf dem Volke.

Ihr, die ihr regiert werdet, verlangt überall wohlfeile Regierung, denn das ist ja der Ruf aller Völker von England bis America, wo sie freilich dermalen am wenigsten kostet. Ist es nun der Adel, oder das Heer der Beamten, die Euch soviel mehr zu erhalten kosten als nöthig wäre? Also feindet Euch doch nicht, Ihr Kinder einer Mutter, selbst untereinander an, Ihr gemeinschaftlichen Bürger, nur mit einem verschiedenen Namen! sondern erkennt den wahren Feind beider, der sich noch obendrein fortwährend aus Euch selbst recrutirt. Nur das Interesse oder der Enthusiasmus bewegen die Massen, sagt Jemand; die Masse der Beamten aber wird so zu sagen von beiden zugleich belebt, nämlich vom Enthusiasmus des Interesses. Dieses Interesse der Beamtenwelt bleibt aber, mit geringer Ausnahme Einzelner, ewig nur das: so viel Macht und so viel Gehalt als nur immer möglich zu bekommen, und Jeder, der

aus unsern Reihen zu ihnen übertritt, theilt diese Ansicht sehr bald, denn sie ist leider ganz menschlich. Unser Interesse dagegen ist g'rade das Entgegengesetzte, nämlich: auf der einen Seite die Macht der Beamten durch eine Euch und sich selbst vertheidigende starke Aristocratie, die Euch nichts kostet, im Zaum zu halten; auf der andern aber des Staates Diener, die sich jetzt als Eure Herren ansehen, so wohlfeil zu haben als möglich. Dieß Letztere aber geschieht nicht dadurch, daß sie schlecht bezahlt werden, denn dem Ochsen, der drischt, soll man das Maul nicht verbinden, sagt die Bibel: sondern dadurch, daß ihre unnütze Anzahl, ihr überwiegender Einfluß beschränkt werde — und das ist es, was Euch unendlich mehr Noth thut, als die Anfeindung eines schon so gut als verscholl'nen, armen Adels; oder gar die Opposition gegen eine volksthümliche Ari-

stocratie, die Euch am sichersten eine glückliche Zukunft verbürgen wird.

Viele höchst würdige, uneigennützige und edle Staatsdiener selbst sind mit mir hierüber einer Meinung. Sie und Alle, die ihnen gleichen, und deren Zahl ist Gott Lob noch groß, wissen sich sehr wohl von dem, was in Masse hier unter Bureaucratie zu verstehen ist zu unterscheiden *).

Jene sind des Staates Stütze und Palladium, diese werden seine furchtbarste Zuchtruthe, weßhalb auch schon Jemand sehr bitter, aber nicht ganz unwahr gesagt

*) Ein sehr geistreicher Mann dieser Classe schrieb mir vor Kurzem diese mir merkwürdigen Worte: „Es würde oft schwer seyn, den Patriotismus, der von so vielen unserer Behörden wie vorsätzlich ertödtet wird, zu bewahren, wenn er nicht aus einer reineren Quelle flöße. Solche ächte Behördenmänner sind ganz abnorme Menschen, Leute wie heraldische Thiere! Man kann den Unterdrückten kaum das Recht absprechen, über das empört zu seyn, was sie ein ganzes Leben hindurch raffinirt plagt."

hat: Preußen ist kein militairischer Staat mehr, sondern ein Beamtenstaat (s. Briefe aus Berlin).

Es ist übrigens hiermit durchaus nichts Persönliches gemeint, sondern nur das Resultat einer fehlerhaften Stellung der Beamtenwelt im Allgemeinen hervorgehoben, die ihr, als einer wesentlich eben so democratischen, als herrschsüchtigen Körperschaft, immer beiwohnen wird, wo sie wie bei uns (nur die allerhöchste Gewalt des Herrschers ausgenommen), alle übrige des Staates in sich vereinigt, außerdem so gut wie unabsetzbar ist, und dabei noch zuletzt eine wahre Allmacht im Detail erlangt, welche, wie wir jetzt constituirt sind, durch nichts mehr im Staate contrebalancirt wird. Dieß ist es, was sie so gefährlich, so vernichtend für die Freiheit und Sicherheit der Individuen sowohl, als für die Freiheit der Nation im Allgemeinen macht, und machen muß — denn jede Kraft, die man in Be-

wegung setzt, und der man Raum gibt, wird ihn auszufüllen streben. Dieß kann der Kraft nicht einmal verdacht werden, sie folgt nur der innern Nothwendigkeit. So erwarb sich früher der Kriegs- oder Ritterstand, dann die Priesterschaft ihre Universalmonarchie, die der Staatsdiener und Advocaten scheint unserer Zeit vorbehalten. Die Dinge sind stärker als alle Personen. Wollte man bloß von Persönlichkeit bei uns sprechen, so könnte man im Gegentheil mit Wahrheit sagen: daß die größere Rechtlichkeit und Einsicht, welche bei den meisten unserer Beamten ohne Zweifel, wie bei unserm ganzen Volke vorherrschen, die grundfalsche Richtung und Stellung des büreaucratischen Instituts noch weit weniger fühlbar machen, als es in ähnlicher Lage, und mit gleich mangelhafter Einrichtung in dieser Hinsicht an andern Orten der Fall seyn würde. Dieß ist mir auch oft als Argument für unsere

Beamtenherrschaft eingewandt worden und, weder die Sache noch meine Meinung verstehend, hinzugesetzt: daß es doch nirgends so viele ausgezeichnete Beamte als gerade bei uns gäbe; der Vernunft gemäß aber nur das Talent und Verdienst im Staate hoch und mächtig stehen müßten. Dieß Letztere halte ich nun überhaupt für irrig (da Talent und Verdienst nur in festen Schranken dem Ganzen wahren Nutzen bringen), aber in einer Monarchie ist es vollends ganz widersinnig — denn ist das persönliche Verdienst der einzige und höchste Maßstab für zu ertheilende Macht und Größe, so muß vor Allen der König jedesmal als der Verdienstvollste der ganzen Nation gewählt werden, und es thäte sogar Noth, ihn wieder abzusetzen, wenn sich während seiner Regierung ein noch Verdienstvollerer fände. Da aber Verdienst selbst relativ ist, so frägt sich, wer soll darüber unfehlbar belehren, und zuletzt müßte

ein Gottesurtheil entscheiden. Verdienst und Talent müssen hervorgehoben, benützt, so wirksam als möglich gemacht, geehrt und belohnt werden, aber allein und unumschränkt im Staate herrschen, die einzige Gewalt darin seyn, dürfen sie nicht. Das Verdienst-Princip in dieser Hinsicht führt, eben weil es so beweglich und relativ ist, nothwendig zu fortdauernder Unruhe und Umwälzung. Dieß fühlend, erfand man die Legitimität, das Recht der Geburt, welches nicht relativ ist, obgleich es in seiner Anwendung auch wieder nachtheilig ausarten kann, und daher ebenfalls seines Gegengewichtes bedarf. Aber doch hat eben diese Legitimität schon hinlänglich bewiesen: daß zur Ruhe und zum Glücke der Völker zweckmäßige Institutionen, die das Princip der Dauer in sich selbst tragen, mehr Verdienst um das Glück der Völker haben, als alle Persönlichkeiten, eben weil die Letztern ungewiß und momentan, die Erstern

bleibend, fest und erhaltend wirken. Nur wo die Legitimität auch precair, d. h. personell oder eigenmächtig wirken will und kann, taugt sie nichts, aber in ihre richtige Schranken gebannt, wird sie eben so anwendbar für den Thron als für eine wahre Aristocratie. Wir kommen daher immer wieder auf das in unserer Zeit einzig vollständig Befriedigende, auf die eben so legitime als beschränkte, auf die richtig organisirte constitutionelle Monarchie zurück.

Wer die Verdienst- und Talent-Theorie in dem angegebenen Sinne vertheidigt: daß nämlich durch alle Stufen nur immer dem höchsten gegenwärtigen Talent alle Gewalt und aller Einfluß eingeräumt werden müsse — der bezweckt entweder eine sultanische Verfassung, wo die Gewalt des Stärkern (immer das am sichersten sich zu jeder Zeit geltend machende Verdienst) von oben bis unten unumschränkt herrscht, oder eine ameri-

canische, in der die Volks-Souverainität regiert, und über das Talent, wenn nicht richtig, doch wenigstens nach dem Glauben der Mehrheit entscheidet, wo dann freilich keine Aristocratie mehr, aber auch kein König vonnöthen sind. Im ersten Falle ist der Verfechter einer solchen Theorie ein Sclave, und es gibt deren in allen Ständen — im zweiten (in Europa wenigstens) ein Schwärmer und Thor, der auf Steinen einen Saamen aussäen will, welcher dort nimmermehr aufgehen kann.

Die Amts- und Justiz-Hierarchie, von der ich vorher sprach, ist bei uns dadurch entstanden, daß in Folge der politischen Umwälzungen, als Napoleon die Welt in ihren Fugen erschütterte, unser Gouvernement selbst sein Heil nur in einer langsamen Revolution finden zu können glaubte. Es hatte darin in jener gefahrvollen Crise auch nicht Unrecht, und wir müssen es heute noch den damaligen Ministern Stein, und

besonders Hardenberg, danken, daß in der jetzigen gährenden Epoche wir schon deßhalb auf die längste Ruhe rechnen können, weil jene Staatsmänner bereits nach und nach Manches zum großen Theil vorbereitet und in's Leben geführt haben, was jetzt an andern Orten gewaltsam gefordert wird. Es blieb aber gegen das Ende seines Lebens der alte Staatscanzler nicht mehr Herr seiner Mittel. Sie wuchsen ihm selbst über den Kopf, und das, was weise angefangen war und segensreich gewirkt, nahm nun eine einseitige und schädliche Richtung. Nur den Zweck im Auge, eine möglichst bewegliche Masse, durch eine neue Freiheit exaltirt, dem großen Feinde entgegensetzen zu können, stieß damals das Gouvernement, vielleicht mit zu wenig Schonung, und zum Theil mit Gefährdung aller Eigenthumsrechte kühn das Bestehende um, damit aus dem alten Schutt ein neues, luftigeres Gebäude entstehe. Zu dessen Auf-

führung schuf es sich die Büreaucratie, und bekleidete sie von nun an allein, mit aller Macht und Ehre, Rang und Einfluß im Staate, die fortan nur vom Throne ausgingen, denn ohne Amt war man nichts mehr, wie in der Türkei und in Rußland. Im Anfang entsprach das Mittel vortrefflich dem Zweck — als sich aber diese Beamtenwelt erst recht festgesetzt hatte, und rund umher nur Untergebene sah, so fing sie bald an sich zu fühlen, ja ihre Aemter fast wie ein Eigenthum anzusehen *), den Obern

*) Es ist interessant, hier eine Stelle aus der Botschaft des Präsidenten Jackson vom Jahre 1831 über diesen Gegenstand zu vergleichen. Er sagt:

„Es dünkt mir rathsam, die Amtsperiode der höhern Beamten auf sechs Jahre zu beschränken. So dürfte die Reinheit unserer Regierung am besten befördert werden: doch möchte die Natur des richterlichen Amtes, und die Nothwendigkeit, sich die höchsten Talente und die erfahrensten Politiker für d… Cabinet und die wichtig-

ungern duldend, den Untergebenen despotisch niederhaltend. Und da ward die lei-

sten diplomatischen Posten vorzubehalten, allenfalls eine Ausnahme von jenem Ausschließungs-Princip bilden. Unter denen, die sich lange im Besitze von Macht und Aemtern befinden, sind wohl nur Wenige, die nicht mehr oder minder unter dem Einflusse von Gefühlen stehen, welche der getreuen Erfüllung ihrer öffentlichen Pflichten hinderlich sind. Sollte auch ihre Redlichkeit keine unmittelbare Anfechtung erfahren, so gewöhnt man sich doch daran, das Amt als eine Art von Eigenthum und die Regierung mehr als ein Mittel zur Beförderung individueller Interesssen, denn als ein bloß zum Besten des Volks erfundenes Werkzeug zu betrachten. Bestechung bei Einigen, Entartung richtiger Gefühle und Grundsätze bei Andern, wenden die Regierung von ihren gesetzmäßigen Zwecken ab, und schaffen sie zu einem Werkzeuge für die Erhaltung Weniger auf Kosten Vieler um. Die Pflichten aller öffentlichen Beamten sind so klar und einfach, oder lassen sich doch so aufstellen, daß fähige Männer sich leicht zur Erfüllung derselben geschickt machen: und ich kann nicht umhin,

tende Hand des Ministers nach und nach zu schwach, die Zügel wieder straffer anzuziehen.

---

zu glauben, daß durch das lange Bleiben im Amte mehr verloren geht, als sich im Allgemeinen durch die Erfahrung gewinnen läßt. Ich schlage demnach der Erwägung des Congresses die Ausdehnung des Gesetzes, welches die Amtsdauer auf vier Jahre beschränkt, auf alle Aemter vor. **Niemand hat das Recht, sich zu beklagen, wenn das öffentliche Wohl seine Absetzung erfordert, nur das Volk hat dieses Recht, wenn ein schlechter Beamter an die Stelle eines guten tritt.** Der Abgesetzte hat die nämlichen Mittel, sich Unterhalt zu verschaffen, wie die Millionen Menschen, die nie im Amte gestanden. Durch die vorgeschlagene Beschränkung würde der Begriff von Eigenthum, der jetzt so allgemein mit dem Amte verknüpft wird, wegfallen; und sollte auch daraus zuweilen Nachtheil für Einzelne erwachsen, so würde sie doch, durch Beförderung jener Circulation, die ein leitendes Princip in dem republicanischen Glaubensbekenntnisse bildet,

Man wurde es auch bald von mehreren Seiten gewahr, daß man sich auf falschem und gefährlichem Wege befinde, aber es war nicht mehr möglich, die Direction zu ändern. Ein zweifelhafter Halt (und Stehenbleiben ist schon Rückschreiten) war Alles, was man bewerkstelligen konnte. Auf dieser Station befinden wir uns eigentlich noch jetzt. Sie ist einer Epoche bei'm Bauen zu vergleichen, wo man einen guten Theil des alten Hauses abgetragen, und alle Materialien zum neuen angefahren hat, mit einem Mal aber über den Plan des neuen Baues wieder ungewiß und uneinig wird, und ihn von Neuem in Ueberlegung nimmt. Aber die Zeit vergeht, man muß eilen. Manche, die sich einbilden, es sey noch 10 Uhr früh, wenn es wirklich schon 3 Uhr

---

dem ganzen System eine gesunde Thatkraft verleihen."

So denkt man über Stellung der Beamten in dem frei'sten Staat der Welt.

Nachmittag ist — glauben, sie könnten immer so halten bleiben; Andere wollen die neuen Materialien lieber wieder abfahren, und dazu die Pferde gleich rückwärts an den Wagen spannen — aber Beides: Stehenbleiben und Rückwärtsfahren könnte heute nur zum sichern, dereinstigen Verderben führen. Das Alte ist dahin — es ist vom Gouvernement selbst gewaltsam eingerissen worden, ohne Schonung festbegründeten Besitzthums der Einzelnen, und einmal vernichtet, oder in der Agonie liegend, kann es nicht wieder auferweckt werden. Es würde im günstigen Falle nur ein scheinbares Leben behalten. Es kann jetzt nur noch davon die Rede seyn, wie das Neue, schon Bestehende und Bevorstehende, so motivirt werden möge, daß das Endresultat wieder die Vortheile des Alten bringe, ohne seine Nachtheile, und wie hierauf ein solcher Zustand auch fest zu begründen sey. — In dem absichtlich

halbeingerissenen Hause können wir so schwerlich wohnen bleiben, wenn es auch noch so sicher nach Außen mit Vertheidigungsmitteln und Bollwerken versehen wäre, worauf Viele bisher Alles allein berechneten, wir brauchen auch einen sichern Bau im Innern, damit uns bei eintretendem Sturm nicht die Balken auf den Kopf fallen, und ein warmes Obdach für jede Witterung da sey.

Schon der Fürst Hardenberg glaubte, bis zum Ende seiner Laufbahn, daß dieß nur auf constitutionellem Wege zu erlangen sey, und that zu solchem Zwecke mehrere vorbereitende Hauptschritte.

Andere ausgezeichnete Männer unterstützten ihn darin, und bildeten mit unermüdetem Fleiß und Eifer ein noch weit stärker darauf hinweisendes Institut aus. Nach dem, was so geschaffen und organisirt wurde, scheint es mir weniger die Frage zu seyn,

ob man noch eine Constitution oder allgemeine Volksrepräsentation geben solle, als: ob man noch eine für immer vermeiden könne?

Mit der Freigebung der Bauern, mit ihrer Ablösung von allen früher über sie ausgeübten Gerechtsamen der Gutsbesitzer, mit der Aufhebung ihrer Abhängigkeit von denselben als früherer Ortsobrigkeit, mit ihrer Constituirung als freie Grundbesitzer, mit der neuen bevorstehenden Communal-Ordnung, mit dem großen Gewicht, welches man den Städten gegeben, mit der unbeschränkten Gewerbefreiheit, mit der Unabsetzbarkeit der Staatsbeamten rc. hat man schon, beinahe mehr als nöthig und vielleicht gut war, dem Princip der absoluten Monarchie stillschweigend entsagt, und es ist in diesem Sinne nicht ganz unpassend die Ablösung eine Auflösung genannt worden.

Mit dem, das ganze Volk zu Soldaten

machenden Systeme der Landwehr aber, hat man einen wahren Riesenschritt zu einer freien Verfassung zurückgelegt, der kaum mehr ein vorbereitender, sondern ein in medias res führender zu nennen ist. Dadurch hat man, man muß es dankbar bekennen, wahrhaft unpopuläre Maßregeln, die das Ganze betreffen, für die Zukunft fast unmöglich gemacht, zugleich aber dem Volke eine Gewalt in die Hände gegeben, die, unter allen Umständen, nur in einer regulirten, allgemeinen Volksrepräsentation ihr hinlängliches Gleichgewicht finden möchte. Die Organisation dieses Systems, wie es jetzt existirt, bringt überdem, ungeachtet vielfacher Vortrefflichkeit, doch auch außerordentliche Störungen im bürgerlichen Leben und Verkehr hervor, entzieht der Industrie eine ungeheure Summe, weit weniger durch das, was sie kostet, als durch das, was sie zu erwerben verhindert,

gibt außerdem manche Gelegenheit zu drückenden Chicanen für die bürgerlichen Verhältnisse, selbst im tiefsten Frieden, noch unendlich mehr im Fall eines Krieges, vielleicht gar eines unglücklichen Krieges. Für seine Meinung streitend, würde indeß alles dieß übersehen werden, im entgegengesetzten Falle dürfte, mit Grund, bei einer so militairisch und mobil gemachten Nation, ein ungünstigeres Resultat befürchtet werden können; ja wenn man nicht von oben die völlige Entwickelung dieser so begonnenen Emancipation selbstgewährend und dirigirend zu Stande bringt, so mag man leicht bei unruhigen Zeiten, die doch keineswegs für immer unmöglich sind, einem neuen Tugendbunde oder einer andern unregelmäßigen Kraftäußerung des Zeitgeistes die günstigste Gelegenheit vorbereiten. Auch ist gar nicht in Abrede zu stellen, daß das Landwehrsystem um so gefährlicher werden kann, da es jetzt nur, als vom absoluten

obern Willen allein ausgehend, betrachtet werden muß, und dadurch nothwendig ein sehr arbitraires Ansehen erhält.

Eine stehende Armee, wie sie früher existirte, übt weit weniger Drückendes auf alle tägliche Verhältnisse des Lebens aus, und gar oft hört man den heutigen gezwungenen Dienst Aller vom zwanzigsten bis zum sechzigsten Jahre, mit fortwährenden Uebungen und Lasten, dem öftern Herausreissen aus den gewählten und nöthigen Erwerbsverhältnissen, und der freien Disposition des Gouvernements über diese Masse zur Vertheidigung wie zum Angriff — von den eben unangenehm davon Getroffenen nicht anders tituliren, als: eine ganz neue Art von allgemeiner militairischer Leibeigenschaft.

Ganz anders aber stellt sich die Sache, wenn eine Repräsentation der Nation selbst, zur Vertheidigung des eig'nen Heerdes, ein solches Institut verlangt oder bestätigt. Das

Selbstauferlegte trägt man überdieß, auch wenn es drückt, immer leicht, das Aufgezwungene schwerer, sey auch die Last wirklich geringer. Ohne eine sichernde Garantie, welche nur aus einem repräsentativen Systeme und dem darin kund gewordenen Nationalwillen für beide Theile hinlänglich hervorgehen kann, dürfte also, meiner Ueberzeugung nach, das Institut der Landwehr eben so leicht verwundend für das Volk, als in Collisionsfällen und bei ganz andern Conjuncturen als die jetzigen sind, bedenklich für den Souverain selbst werden können. Im Uebrigen bin ich weit entfernt zu bezweifeln, daß dieses System nicht die heilsamste, zeitgemäßeste und glücklichste Idee sey, welche für Preußen's Wohl je erdacht werden konnte, und einer der schönsten Ruhmeskränze genannt zu werden verdient, die, aus unsres allgeliebten Monarchen speciellen, liberalen Willen entsprungen,

einst seine so vielfach segensreiche Regierung für alle Zeiten zieren wird.

Denn außer ihren rein militairischen Vortheilen, und daß sie die ganze Nation kriegerisch macht (ein Glück im Krieg wie im Frieden), erreicht sie zwei andere wohlthätige Zwecke, deren Nutzen unberechbar ist, und jeden pecuniairen Nachtheil weit übertrifft. Es sind folgende: *)

1) daß sie bei der vortrefflichen Organisation, man kann sagen, Erziehung unsers Militairs, ganz besonders auch in moralischer Hinsicht, eine bisher nie statt gefundene, solide und wesentliche Bildung des Volks allgemein durch alle Classen desselben verbreitet, welche uns'rer (ohngeachtet Herrn Cou-

*) Man findet im zweiten Theil dieses Buchs schon etwas Aehnliches angeführt, des bessern Zusammenhanges wegen verstatte man indeß hier eine theilweise Wiederholung.

sin's Lobpreisungen) noch vielfach mangelhaften bürgerlichen Erziehung gründlich nachhilft, eine Wahrheit, die sich Jedem, der mit den gemeinen Classen viel zu verkehren hat, unabweisbar aufdringen muß.

2) Daß eben durch eine militairische Bildung dieser Art allein dasjenige, was uns Allen durch ganz Europa am meisten Noth thut, und im bürgerlichen Leben fast ganz verschwindet — Gehorsam und Disciplin — noch in der preußischen Nation erhalten worden ist, und unter solchen Umständen auch in einer constitutionellen Zukunft eher zunehmen als abnehmen würde. Die Zeit hat dieß bereits bewiesen, denn kein Land hat dem Schwindel eben dieser Zeit bis jetzt so ehrenvoll widerstanden, in keinem herrscht mehr Anhänglichkeit an unser angestammtes Fürstenhaus, und kein's

ist daher Unruhen und Umwälzungen, wie wir sie rund um uns erlebt, weniger ausgesetzt.

Man hat also, durch die erwähnten Maßregeln, sich fortan der bloßen Willkühr schon so gut wie begeben. Ist aber dieß einmal geschehen, so kann der Herrscher bei einer einzuführenden freieren Verfassung nichts mehr einbüßen, sondern im Gegentheil dadurch seine, im unwillkührlichen Uebergange vielleicht möglicherweise Gefahr laufende, Autorität nur auf die Basis der dauerndsten, vernunftgemäßesten Macht, nämlich einer solchen, die nur zu seinem und des Volkes Glücke beschränkt ist, befestigen, und für alle Folge sichern. Ist nun diesemnach ersichtlich, daß weder Volk noch Fürst bei einer constitutionell repräsentativen Verfassung etwas zu verlieren haben, wohl aber Vieles gewinnen können, so dürfen wir mit großer Genugthuung auch anerkennen, daß zur Aufführung eines sol-

chen Gebäudes g'rade unsere Lage noch viel Günstiges darbietet. Auf der einen Seite haben wir, wie schon bemerkt, keine Kirche mit politischer Macht ausgerüstet, die uns am Baue hindern könnte, auf der andern aber finden wir schon zwei Hauptelemente dazu, von kräftiger Qualität, bei uns vorhanden — nämlich eine bereits herangebildete, weit ausgebreitete Intelligenz im Volke, zur Formirung einer tüchtigen Deputirtenkammer, und eine, mit allen wünschenswerthesten Attributen reichlich versehene, populaire Legitimität in der regierenden Familie. — Aber vergebens sehen wir uns leider nach der nothwendigen Mitte, dem unerläßlichen Zusammenhalte des Ganzen um, nach einer mächtigen Aristocratie, deren Daseyn, wie wir sehen, England so groß gemacht, deren Mangel Frankreich so verderblich geworden ist, und höchst wahrscheinlich noch mehr werden wird. Denn die französische Pairskammer

ist nichts als höchstens ein Senat von sehr geringem Einfluß, bildet aber in gar nichts mehr eine wahre Aristocratie, wozu ihr schon das Hauptingredienz fehlt: großer Landbesitz und Popularität, gleichwie eine feste Vereinigung ihres eig'nen Privatinteresses mit dem der Nation. Bildet sich die Aristocratie in Frankreich nicht noch auf andere Weise aus, so geht dieses Land gewiß mit starken Schritten einer völlig republikanischen Verfassung entgegen, und kann es dann diese sich auch nicht erhalten, wieder vollständiger Anarchie und dem Untergang, oder einer neuen Militairdespotie. Jedenfalls wird sein König bis dahin die Würde der Majestät entbehren, und eine fortwährende Entsagungsrolle zu spielen haben.

In frühern Zeiten war es stets das Bestreben der Monarchen, ihre mächtigen Aristocratieen zu schwächen oder zu vernichten, und sie hatten damals viele Ursach' dazu

— ihr heutiger Vortheil erheischt g'rade das Gegentheil.

Die preußische Monarchie hatte zwar nie einen dem Regenten formidablen Adel. Er war ganz and'rer Art wie z. B. der englische und französische, mit sehr wenigen einzelnen Ausnahmen; immer glich er, wenn ich es so nennen darf, nur einem in Silbergeld gewechselten Goldstück, die einzelnen Colossen and'rer Länder waren hier überall durch viele kleinere, aber doch stets von übergewöhnlichem Maße und Geltung repräsentirt. Er bestand aus einer eben nicht reichen, aber doch großentheils wohlhabenden, durch Stifter, Pfründen, und Hofgunst überdem unterstützten Classe, und wurde auf seinen Rittergütern als die natürliche Obrigkeit, der Herr seiner Bauern, als wirklicher, nicht bloß titulairer Gerichts- und Grundherr, als die sichtliche Mittelsperson zwischen König und Unterthan angesehen. Die Gewohnheit hatte durch Jahr-

hunderte dieses Verhältniß geheiligt, und eine Art von Nimbus darüber gebreitet. Die ausgeübte Autorität war aber auch reell, und es wäre vielleicht ungerecht zu behaupten, daß sie damals ganz nutzlos gewesen sey. So viel ist gewiß, daß die Gewohnheit daran ziemlich tief im Volke eingewurzelt war, so daß bei diesem der Stand der Beamten, der in weit geringerer Zahl als jetzt dazwischen stand, zwar auch Gehorsam und Achtung, aber bei Weitem nicht dasselbe Ansehen genoß. Geburt and damals über dem Amte, gewissermaßen das Ideelle über dem Realen, wiewohl in einem Sinne, der auch nicht der richtige, nur dem Vorurtheile der Zeit angemessen, und eine Folge früherer Begebenheiten war. Heute hat sich dagegen das Blatt gänzlich gewendet.

Derselbe kriechende Respect, dieselbe Menschenfurcht, existiren leider immer noch, und zuweilen sogar in noch größerem Maß-

stabe, bei dem gemeinen Manne auf dem Lande, aber es ist nicht mehr der Gutsherr, der sie einflößt. Dieser geht sehr unbeachtet an ihnen vorüber, ja ein königlicher Prinz, der König selbst, wenn er öfter wiederkehrt, erregt nur noch wenig Sensation — kömmt aber der Gerichtshalter, der Steuereinnehmer, der Oberlandesgerichts-, der Regierungs-Rath ꝛc., da fliegen schnell die Hüte herunter vor den immediaten nächsten Herren, und in schuldiger Devotion rangirt sich der Bauer *).

---

*) Ein junger Regierungs-Assessor, von dem ich übrigens wünsche, daß recht Viele ihm glichen, erzählte mir neulich selbst, wie er, mit der Einführung der neuen Städteordnung in N..... beauftragt, kaum seine Fassung habe bewahren können, als er sah, wie man ihm mitten in der Kirche, dem Prediger gegenüber, eine förmliche Art Thron bereitet hatte, wo er Platz nehmen und sich vom Prediger mit den übertriebensten Lobsprüchen haranguiren lassen mußte.

Dieß ist freilich sehr lächerlich, aber es characterisirt die Zeit.

Dieß Gefühl im Volke hat auch seinen guten Grund, und ist der Zeit gemäß ganz practisch, während sich früher in das Verhältniß zum Gutsherrn viel patriarchalische und sogar einige romantische, poetische Elemente einmischten. Das Volk sieht sehr wohl ein, daß die Beamtenwelt, wenn sie die einzige Macht im Staate geworden ist, ohne Adel und Volksrepräsentanten, die sie im Zaume halten könnten, auch eine unwiderstehliche wird, eben so mächtig als jene alte, priesterliche, da sie sich auch gleich jener täglich frisch erneut, überall in das gewöhnliche Leben eingreift, unabsetzbar und in Collegien vereint, jeden Angriff erfolglos macht, und in allen Beziehungen daher den geringsten Versuch zum Widerstande auf das Bitterste entgelten lassen kann. Ihr eig'ner Vortheil lehrt sie bald, fast unwillkührlich zusammenhalten, schon nach dem gemeinen, aber wahren Sprüchwort: „daß eine Krähe der andern

nicht gern die Augen aushackt," und hat sich dieser Grundsatz erst geordnet, so ist sie weder im Einzelnen, noch im Allgemeinen mehr verwundbar — es sey denn durch ganz neue Institutionen. Ja, jeder momentane Autoritätseffort des Souverains selbst muß am Ende fruchtlos bleiben, und je liberaler die Gesinnung bei Herrscher und Volk, je schwerer muß jede energische Maßregel gegen eine so fest angewachsene Büreaucratie werden. Die katholische Priesterhierarchie hat uns früher ein fünestes Beispiel ähnlicher Macht gezeigt, und doch hatte sie nur den fernen Himmel zum Machtgeben, während die Beamtenhierarchie unmittelbar über die stets gegenwärtige irdische Gewalt im Staate gebietet, sie erst nach unten kehrt, erheischt es aber ihr Vortheil, sie eben so leicht auch einmal nach oben richten kann. Zuletzt würde sie dann indirect so gut den Thron als direct den geringsten Unterthan beherrschen.

Der ehemalige preußische Adel, wie gesagt, damals als eine solide Mittelstufe zwischen König und Volk begründet, mit genügender Autorität über seine Unterthanen versehen, und dennoch gleich diesen der absoluten Macht des Königs unterworfen, gab zu seiner Zeit, und bei den damals noch herrschenden Ansichten, gewiß dem Ganzen einen bessern und weniger drückenden Halt, als seitdem eine democratische Büreaucratie, indem er gewissermaßen nach beiden Seiten Front machte, die Unterthanen gegen das Gouvernement vertrat, und diesem gegen jenem als Bollwerk diente, wozu die Beispiele häufig beigebracht werden könnten. Es war unter solchen Umständen, auch nur weise von dem großen Friedrich, ihm im Militair ebenfalls immer eine, seinen Civilverhältnissen entsprechende Stellung anzuweisen *).

---

*) Mutatis mutandis wäre es gewiß nicht übel, wenn man dieß auch jetzt noch in der

Er blieb so, in allen Lagen, der mit väterlicher Autorität ausgestattete Herr und Vormund der Landbewohner, während er zugleich in Masse die große Leibwache des Thrones bildete. Schwerlich würde dieser so constituirte Stand bei uns, selbst durch die französische Revolution und den ganz neuen Schwung, welchen seitdem der Menschen Geist genommen, gänzlich umgestoßen, sondern nur anders und zeitgemäßer, langsam umgestaltet worden seyn, wenn nicht einerseits er selbst der Keim des Verderbens, durch eine thörichte Isolirung und Einbildung eines bessern Blutes, noch mehr aber

---

Landwehr einigermaßen berücksichtigte, wo es doch unmöglich gut thun kann, wenn der Officiant seines Gutsherrn diesen im Militärverhältnisse befehligt, der Provisor in der Apotheke die erste Militärperson im Orte ist, der ausübende Schneidermeister eine Compagnie commandirt, oder der Gastwirth zugleich der Officier und der Schnapslieferant seiner Soldaten ist.

durch eine der widersinnigsten Institutionen, die es gibt, in sich gelegt hätte — ich meine die Vererbung der Güter zu gleichen Theilen an sämmtliche Kinder, mit gleicher Beibehaltung der Titel für Alle, eine Anomalie, die ihn unter solchen Zeitumständen, wie sie nun eintraten, bald arm, ohnmächtig, lächerlich und verhaßt zugleich machen mußte. — And'rerseits suchte aber, als sey das Erste noch nicht genug, nun auch das Gouvernement, ebenfalls zur neuen, schon angedeuteten Richtung übergehend, mit dem instinctartigen Naturhaß der Kraft gegen das Schwache, ihn durch Entziehung fast aller früher besessenen Rechte und Autorität, seiner inne habenden Stifter, Pfründen und sonstigen Prärogativen, so null und nichtig zu machen, so alles ehemaligen Ansehens zu berauben, daß er, im Allgemeinen betrachtet, jetzt nur noch ein wahres Phantom seiner früheren Existenz darbietet, drückend für den Verständigen, der es noch an sich tra-

gen muß, und halb lächerlich, halb nichts sagend in den Augen des Bürgers, der sich, nicht mit Unrecht, im Wesentlichen weit mehr dünkt, da er wenigstens das ist, was er scheint.

Es gibt aber demohngeachtet noch einige Umstände mehr, die den Bürger gegen den heutigen Adel auch noch jetzt fortwährend erbittern. Dahin gehört vorzüglich, daß durch mancherlei Einfluß (mehr der alten als der neuen Zeit angehörig) und auch aus dem Wunsche ganz rechtlich gesinnter Personen: so weit es geht, gleichsam wieder gut zu machen, was früher gegen den Stand des Adels, in seiner damaligen Stellung wirklich verschuldet worden ist — jetzt von Neuem angefangen wird, die heutigen adligen Individuen, die nunmehr gar keine, auf irgend etwas Volksthümliches begründete Ansprüche an Begünstigung mehr machen können, dennoch bei dieser oder jener Besetzung von Stellen, dem Bürger, ohne

alles vorwagende Talent, und bloß aus dem Adelsgrunde vorzuziehen. Dieß muß, als eine Inconsequenz, die jetzt zur Ungerechtigkeit geworden ist, übles Blut machen, und gestattet leicht Böswilligen, den so herabgesunkenen Adel immer noch theilweise als Knecht Ruprecht den Kindern zum Fürchten hinzustellen, und so dem höchst unpolitischen, schädlichen Haß zwischen Adeligen und Bürgerlichen neue Nahrung zu geben, während auf der andern Seite der Büreaucratie wahrlich durch den in sie tretenden kleinen Adel auch kein besseres Blut beigemischt wird.

Wunderbarerweise haben sich indessen in dem zusammengeworfenen, unförmlichen Schlackenhaufen dieses Adels, dennoch hie und da einzeln stehende Felsen erhalten, die, in Verbindung mit dem, was die neueren Provinzen, die Rheinlande und Sachsen bieten, noch hinlänglichen Stoff enthalten,

um daraus mit einigem frischen, unumgänglich nothwendigen Zuflusse aus den andern Classen, eine neue volksthümliche und zeitgemäße Aristocratie zu bilden, die schnell das Nothdürftige, und bald das Nöthige zu leisten im Stande seyn würde.

Sie hervorzurufen, bedürfte es nur des festen und thätigen Willens der Regierung, so wie der Einsicht des unendlichen Nutzens einer solchen Maßregel bei der Nation, welche letztere ganz gewiß nicht ausbleiben würde, wenn auch im Anfange noch manches Vorurtheil dagegen streiten sollte.

Unmöglich kann man annehmen, daß der kleine, dürftige, überall mißgeachtete Adel so unvernünftig seyn sollte, das geringe Opfer gehaltloser und höchst unbequemer Titel, das man allerdings, wenigstens für seine Nachkommenschaft, von ihm fordern müßte, zu verweigern. In diesem Falle bliebe freilich kein anderer Ausweg übrig,

als ein Machtspruch, oder der: die ganze Nation zu adeln — und wie in Oesterreich, Alle mit dem abgeschmackten, jetzt so sinnlos gewordenen „von“ zu bekleiden, um die nöthige Gleichheit wieder auf anderem Wege hervorzubringen. Denn unumgänglich nothwendig ist es, für einen neuen und vernunftgemäßern Zustand der Dinge, daß die neue Aristocratie, als aus dem allgemeinen gleichen Volkswillen hervorgegangen, betrachtet werde, und daß sie daher auch der einzige künftige Adel im Staate, und zu diesem Behuf hauptsächlich auf Grundbesitz basirt sey, also nur der wirkliche Besitzer den Titel führe, seine übrigen Kinder und Verwandte aber in den Bürgerstand zurücktreten müßten, um auf diese Weise beide Stände sich von Neuem wieder verbrüdern zu lassen, und alle Rivalität unter ihnen aufzuheben, so daß der Adel künftig die Spitze der Nation selbst und aller ihrer Classen

repräsentire, ihr gemeinsamer Stolz werde, statt wie in frühern Zeiten, eine unterdrückende, außer dem Volke stehende Kaste, von angeblich anderem und besserem Blute seyn zu wollen. Es muß daher der neue Adel, wenn er auf der einen Seite durch Geburt sich fortvererbt, auf der andern auch für Jedermann durch Verdienst und Vorzüge aller Art zugänglich seyn, dem Regenten natürlich die Ernennung dazu nach wie vor zustehen, jedoch mit der Bedingung, daß, wo der Monarch auf seinen oder der Nation Wunsch irgend Einen dazu erheben will, er ihm auch die Ausstattung mit einem seiner neuen Würde angemess'nen Grundbesitz gewähren muß, wenn dieser nicht schon anderweit statt findet; denn ein Adliger ohne Grundbesitz kann kein Mitglied einer Aristocratie seyn, und als bloße individuelle Auszeichnung passen dann Orden, Geld und andere Titelarten ungleich besser.

Unter unsern Standesherren, nebst noch vielen andern großen Gutsbesitzern, die sich dazu qualificiren, einigen ehrenwerthen Capitalisten, die ihr Vermögen in Gütern anzulegen Willens wären, so wie Staatsmännern und Kriegern von großem Verdienst die zu dotiren wären, würden jeden Augenblick in dem Bereich der Monarchie noch eine mehr als hinlängliche Anzahl Männer zu versammeln seyn, um mit ihnen eine imposante Aristocratie zu bilden, in der man dann eben sowohl alte, historische Namen, die ihr Ansehen bei'm Volke, vorzüglich in den Provinzen, noch nicht verloren haben, als neuere Verdienste, die Jeder anerkennt, und auch die eben so reelle Macht des Reichthums finden würde, so daß Alle sich zugleich geltend machen könnten.

Viele der großen Gutsbesitzer sind zwar verschuldet, die Wenigsten durch Verschwendung, sondern fast Alle nur durch die ge-

rügte, für jede Aristocratie so sinnlose, gleichtheilige Vererbung ihres Gutsvermögens, und den Mangel an Majoratsstiftungen. Das Argument der Unbilligkeit, welches man gegen dieses ungleiche Erbrecht der Kinder vorbringt, ist höchst einseitig. Wir sind Alle Gottes Kinder, und erben doch von ihm sehr verschieden. Sobald es einmal als eine gesetzliche und sich von selbst verstehende Sache feststeht, daß dem ältesten Sohne eines Ad'ligen als Majoratsherrn das ganze in liegenden Gründen bestehende Familienvermögen gebührt, so kann es den jüngeren Söhnen eben so wenig einfallen, sich darüber zu beklagen, als es königlichen Prinzen einfällt darüber in Verzweiflung zu gerathen, daß sie nicht alle Könige werden, oder dem armen Krämer in seinem Laden, daß er nicht so reich ist, als der Banquier, welcher den Palast neben ihm bewohnt. Dieß zeigt England zur Genüge, und kein jüngerer Sohn des Adels würde

dort nur wünschen, die Erblichkeit zu gleichen Theilen zu seinen Gunsten dort eingeführt, und damit die Aristocratie über den Haufen geworfen zu sehen. Auch ist für das Wohl der aristocratischen Familien selbst zu berücksichtigen, daß ein mächtiger und angesehener Familienchef stets allen seinen Kindern wenigstens eine ausgezeichnete Erziehung zu geben im Stande ist, das beste Erbtheil! und außerdem jedem Verdienstvollen seiner Familie leicht eine bedeutende Unterstützung durch sein eig'nes Ansehen und nothwendig daraus folgenden Credit gewähren kann. Bei uns in Deutschland werden wir am besten gewahr, was das Gegentheil bewirkt, wo wir numerirte und nicht numerirte Fürsten, Grafen und Herren zu Hunderten, alle mit denselben Namen und Titeln herumlaufen sehen, von denen Viele kaum wissen, wo sie das tägliche Brod hernehmen sollen, ohne doch,

einmal mit ihren Titeln belastet, als nützliche Bürger sich welches erwerben zu können. Aus dieser gleichtheiligen Vererbung kömmt es also hauptsächlich, daß die noch vorhandenen großen Besitzungen alle verschuldet sind, weil die Inhaber derselben, bei jeder neuen Generation, mit ihren Geschwistern theilen und ihnen große Summen baar auszahlen müssen, die nach und nach die größte Besitzung paralysiren.

Ist aber die hieraus hervorgegangene, jetzige allgemeine Verschuldung der großen Gutsbesitzer auch drückend, so würde sie doch für alle diejenigen, welche immer noch nicht die Hälfte ihres Gutswerths verschulden, nicht so verderblich haben werden können, daß jene Besitzer in vielen Fällen schon die ansehnlichsten Güter ganz einbüßen und mit dem Rücken ansehen mußten; wenn dieser völlige Ruin nicht durch uns're höchst mangelhaften Hypothekengesetze noch nachträglich künstlich herbeigeführt würde,

Gesetze, die in Pedanterie und Form wahrhaft untergegangen sind, und verbunden mit der bisherigen Theilnahmlosigkeit und Unthätigkeit der höchsten Behörden in dieser Hinsicht, den untern gestattet hätten, Alles aufzubieten, um sie so nachtheilig als möglich für den Adel und Gutsbesitzer anzuwenden, der, wie sie wohl wissen, in seinen unabhängigen Mitgliedern noch der einzige schwache Damm ist, der ihrer Universalherrschaft entgegen steht.

Der Staat würde nur dieß Versehene gut machen, und sich selbst helfen, wenn er hier energisch eingriffe, und radicale Hülfe leistete, die er überdem, wie mir scheint, ganz ohne Opfer gewähren kann. Es wäre hierzu nur nöthig, daß das Gouvernement, bei eintretender Verlegenheit angesehener Gutsbesitzer, durch eine Commission untersuchen ließe; ob die auf dem Besitz haftenden, so oft aus vielfachen Privatrücksichten und Bedürfnissen ge-

kündigten, und im Augenblick nicht wieder zu negozirenden Capitalien im überwiegenden Gutswerthe jedenfalls hinlängliche Sicherheit fänden — und in solchem Falle die Directoren disponibler Staatsfonds und and'rer Depositalfonds, die im preußischen Staate höchst ansehnlich sind, unter seiner Garantie autorisirte, diese Schulden für den Augenblick zu tilgen oder zu übernehmen, und selbst dafür in die Rechte der Gläubiger einzutreten — dabei aber die Bedingung machte, daß die also belasteten Güter sofort in ein Majorat verwandelt werden müßten, mit Festsetzung eines bestimmten Fonds zu jährlicher Amortisation des schuldigen Capitals. Wo nach Bericht der Commission diese Sicherheit nicht vorhanden wäre, würde dagegen, wenn nicht besondere persönliche Rücksichten und also Zuschuß aus Staatsgeldern fänden, weder eine Hülfe des Staats, noch eine Majo-

ratsstiftung als zulässig betrachtet werden können *).

Es gibt aber auch noch eine große Menge angesehener Gutsbesitzer, die sich, ohne Unterstützung des Staats, selbst Hülfe zu verschaffen im Stande sind, oder gar keiner bedürfen, und die, wenn sie wüßten, daß sie nicht anders, als durch Majoratsstiftungen, des neuen Adels und aller seiner Vorrechte theilhaftig werden könnten, sich natürlich aus freiem Willen dazu sehr gern verstehen würden. Auf diesem Wege aber müßte schon in wenigen Jahren, und mit immer steigender Progression, sich wieder ein wahrer Ehrfurcht gebietender und der Nation auch Ehre machender Landesadel bilden, und mit ihm das so nöthige, in allen Ständen immer mehr dem flüchtigen Speculationsgeist weichende, Interesse

*) Daßelbe könnte vielleicht auch durch eine Finanzoperation, ein vom Staate garantirtes Papiergeld, erreicht werden.

an Erhaltung des Bestehenden! — denn man sage, was man wolle, verschuldete kleine Gutsbesitzer, Handwerker, die reichsten Kaufleute, Beamte, selbst Bauern mit ihrem jetzt überall möglichst parcellirten kleinen Eigenthume, können nie dasselbe gewaltige Interesse, eben so wenig wie die gewaltigen Mittel für die Erhaltung der Integrität ihres Vaterlandes haben. Die Kleinen haben für's Erste nur kleine Mittel, sind aber außerdem auch ihrer Natur nach zu beweglich, und hoffen daher gar leicht in Veränderung — Verbesserung zu finden, Kaufleute aber haben ein zu schnell disponibles Vermögen, und sind zu sehr Cosmopoliten, um in der Regel große Opfer von ihnen erwarten zu dürfen. So lange die Großen so groß waren, daß sie den Thron selbst in ihren Horizont mit aufnehmen konnten, wurden auch sie unstät, aber eine große Aristocratie in einer constitutionellen Monar-

chie ist auf nichts als auf Erhaltung des Bestehenden angewiesen, und ihre Ambition weit weniger auf vermehrte Reichthümer, deren sie hinlänglich besitzt, noch weniger auf Hofgunst, deren sie nicht mehr bedarf — als auf ein weit edleres Ziel gerichtet, nämlich das: Ehre, Anseh'n und Einfluß bei der ganzen Nation, durch den Nutzen, den sie ihr zu gewähren sich fähig fühlt, als Dank dafür von ihr zu erhalten. Populär zu seyn, ist der natürlichste Stolz eines constitutionellen Edelmanns, so weit es sich nur mit seinen Pflichten gegen den Staat zu vertragen im Stande ist.

Auf diese Weise kann also wirkliches Verdienst und zwar nachhaltiges, auch in ganzen Ständen, so gut wie in Individuen, durch zweckmäßige Institutionen hervorgerufen werden, denn es ist wohl gar keine Frage, daß ein auf diese Weise hingestellter Adel sehr bald sich selbst schätzen lernt, und statt, wie bisher,

in erbärmlichen Fütilitäten sich zu gefallen, großentheils eine bloße Pflanzschule für Höflinge und Staats-Dienstjäger abzugeben, seine größere, wichtigere Bestimmung: ein geborner Repräsentant der Nation zu seyn, bald einzusehen und zu lieben anfängt, und sich mit feurigem Eifer dafür auszubilden bemüht. Daß er dann zugleich von Kindheit an in einer gewissermaßen höhern Sphäre lebt, wird ihm gewiß nicht zum Nachtheil gereichen. Oder will man etwa die würdevolle Stellung eines Menschen für nichts rechnen, der, schon von der Geburt zu großem politischen Einfluß bestimmt, und dabei zugleich auf seines Volkes Beifall, als höchsten Ruhm angewiesen, dem Mangel und allen seinen degradirenden Einflüssen von jeher fremd, von Reichthum und edlem Besitz umgeben, fast nothwendigerweise auch einen veredelteren Character annehmen muß?

Würde man nicht, wenn man allen Men-

schen eine solche Existenz vom Hause aus geben könnte, dieß eine wahre Erhöhung des ganzen menschlichen Zustandes nennen müssen! Da sie aber Allen nicht gegeben werden kann, so ist dem Volk schon Glück zu wünschen, wo sie Viele besitzen, und Allen wenigstens die Bahn offen steht, einen solchen Zustand erwerben zu können und zwar nicht für den Erwerber selbst allein, sondern auch bleibend für seine Nachkommen auf ewige Zeiten.

Für diese Behauptung gibt England ebenfalls einen Beleg, wo, einige Ultra's und viele Modewaaren abgerechnet, der Adel ohne allen Zweifel verhältnißmäßig am zahlreichsten zu dem gebildetesten Theile der Nation, und zu dem patriotischesten gehört. Ja, denkt man darüber nach, warum den Engländern fast überall in Europa ein gewisses größeres Anseh'n als den Individuen and'rer Nationen gezollt wird, so findet man wirklich, daß dieß hauptsäch-

lich dem unwillkührlich Imponirenden ihrer mächtigen Aristocratie, vor deren überwiegenden Reichthum und Größe wir uns beugen, zugeschrieben werden muß.

Auch darf man nicht vergessen, daß alle die weisen Reformen, die wir in England seit Jahren vorschreiten sehen, und die, wenn es dabei bleibt, diesem Lande eine ihm schon nahe Revolution ersparen werden, ja ihm noch für lange Jahre eine neue Bürgschaft der Macht und glücklicher Zeiten geben müssen, zuerst von einer Opposition, und dann von einem Ministerium ausgingen, dessen einflußreichste Mitglieder fast alle zum höchsten Adel gehören. Und so war es schon früher: ja selbst seine magna charta dankt England seinem Adel.

Aber das Unglück in Norddeutschland ist, daß dergleichen Vorbilder dort bisher nie vereinigt waren, und daß daher die zwei Begriffe: einer volksthümlichen Aristocratie auf der einen Seite, und eines mit Recht

höchst unpopulären und abgeschmackten Adels auf der andern, selbst von vielen Gebildeten fortwährend ganz mit einander verwechselt werden, und daher Leute gegen die Aristocratie wie gegen die Hölle eifern, ohne darunter etwas and'res, als die alte Adelstyrannei vergangener Jahrhunderte zu verstehen. Und bei'm Lichte besehen, Ihr geschwor'nen Feinde der Aristocratie, könnt Ihr ja dennoch irgend einer Art derselben nie und nirgends entgehen, das liegt in Gründen, die Ihr nicht abändern könnt, weil sie aus der Natur des Menschen sich herschreiben. Vernachläßigt Ihr aber, eine solche zu bilden, die auf Poesie, Ehre, altem und neuem Ruhm, mächtigem Grundbesitz und daraus nothwendig herfließendem Interesse am Wohle des Ganzen basirt ist, so fallt Ihr ohnfehlbar in die Hände, entweder der Beamten- oder der Geld- oder der Priester-Aristocratieen. — Beantwortet Euch nun selbst die Frage: bei welcher von

diesen allen Ihr besser fahren werdet, und vergeßt nicht, daß die größten Schreier gegen einen vernunftgemäßen und repräsentativen Volksadel, die Euch zu bethören suchen, dieß eben nur aus der Hoffnung thun, einer der genannten Pseudo-Aristocratieen, nach Zerstörung der ächten, selbst anzugehören zu können; da das Motto solcher Leute von jeher kein and'res gewesen ist, als: „Fort von Deinem Platze, damit ich ihn einnehme."

Auf diesem Wege sind die Franzosen zu jener wahren contradictio in adjecto, ihrer republicanischen Monarchie gekommen, ein Unding, welches die Erfahrung der Geschichte so gut als jede gesunde Ueberlegung verwerfen muß.

Ich wiederhole es also mit der festesten Ueberzeugung: in unserer bewegten, an allen Banden der Vergangenheit stark rüttelnden Zeit; einer Zeit, wo jede Macht sich heimlich rüstend ihre Streitmittel ver-

mehrt und dennoch jede Macht nichts mehr als einen Krieg fürchtet; einer Zeit, wo Armeen nichts mehr, und die Nationen Alles sind — in solcher Zeit, sage ich, ist eine starke Aristocratie, welche die Nation zusammenhält, die einzige Garantie des Glückes und der Ruhe für König und Volk, die einzige Garantie für unerschütterliche Einheit und Beständigkeit eines monarchischen Staates. Es kann daher auch an keine Constitution bei uns zu denken seyn, so lange wir keine Aristocratie dieser Art gründen; ohne Constitution ist aber auch auf keine Freiheit der Presse, auf keinen weitern bedeutenden Fortschritt liberaler Institutionen zu hoffen — und dennoch könnte kein rechtlicher Minister, meines Dafürhaltens, dem Monarchen zu einer Constitution und Volksrepräsentation ohne die nöthigste Bedingniß ihrer Freiheit und Dauer rathen. Eine schnelle allgemeine Verwirrung, ein noch jammervollerer Zustand als

in Frankreich, Unsicherheit des Besitzes, Schwanken aller Ansichten, fortwährende Besorgniß, ein ewiges Schwert über dem Haupte, würde die unmittelbare und unausbleibliche Folge davon seyn.

Es ist merkwürdig zu betrachten, wie selbst da, wo die Aristocratie mit hundert andern Mängeln nur höchst einseitig auftritt, sie dennoch in unsern Zeiten Wunder für Erhaltung und Ruhe gewirkt hat! Man werfe einen Blick auf Oesterreich. Bei allem Obscurantismus, bei allem absichtlichen Zurückhalten der Civilisation, bei Pfaffenthum, Bigotterie und Unwissenheit des Volks, Mängel, über die alle wir längst hinaus sind (denn die albernen Versuche der Frömmler bei uns sind nur ein partieller Wahn- oder Stumpfsinn und nothwendige Folge einer früheren eben so abgeschmackten Freigeisterei), sehen wir dennoch g'rade dort ein schlagendes Beispiel, was eine wenigstens mächtige und reiche,

wenn auch sonst keineswegs gut organisirte, Aristocratie leisten kann.

Zehnmal am Rande des Abgrundes, erhob sich Oesterreich aus eigenen Kräften immer wieder gleich einem Phönix aus der Asche! Beamte und Volk blieben ziemlich gleichgültig unter dem Joche des fremden Eroberers, nur das Selbstgefühl, das Interesse der Aristocratie brachte jedes Opfer, und belebte dadurch den Geist in der ganzen Nation hinlänglich, um durch die großartigsten Anstrengungen die ausländische Herrschaft glücklich abzuschütteln *).

*) Man muß übrigens gestehen, daß das österreichische Gouvernement seine Aristocratie auch zu schätzen weiß. Es hat einen sehr einfachen Grundsatz, den es seit Jahrhunderten befolgt. Keine große Familie gibt es in den österreichischen Staaten, von der nicht einige Mitglieder in dieser oder jener Zeit ihm historische Dienste geleistet hätten, weil es sich eben zur Regel macht, die Ausgezeichnetsten derselben vor allen Andern mit Vertrauen zu beehren und an hohe Posten zu stellen.

Der ganze Rheinbund hatte sich schon mehr oder weniger in sich selbst umgewälzt, und dem Napoleon'schen Interesse angeschlossen, Preußen aber, gestehen wir es, fiel bei'm ersten Streich; und verdankte vielleicht in Tilsit nur Rußland und Napoleon's (für ihn selbst so irrigen) weitern Pläne seine Erhaltung.

Später hat es zwar durch einen der glor-

Für absolute Monarchieen kann kein Princip wohlthätiger seyn. Bei uns findet, in der Praxis wenigstens, g'rade das Gegentheil statt. Große, durch ihre Lage unabhängige Familien werden als solche, mit wenigen Ausnahmen, nicht nur nicht mehr als Andere berücksichtigt, sondern im Gegentheil dem kleinen, ganz von seinem Gehalt und Posten abhängigen Adel, wie der ganzen Büreaucratie überhaupt, nachgesetzt, und vom Dienst, ja selbst von der Hauptstadt eher fern gehalten als angezogen und gesucht; gleichsam als sey man eifersüchtig auf ihre größere Selbstständigkeit, und rechne sie nur halb zur unterthänigen Volksfamilie. Daher hat es sich denn auch nach und nach so gestaltet, daß wir jetzt in unserem

reichsten Ausnahmsfälle, durch eine Art politischen Wunders, sich ebenfalls zu einem allgemeinen, hohen Enthusiasmus erhoben, aber doch erst, nachdem es durch einen rußischen Winter, der aus diesem hervorgehenden unerhörten Niederlage Frankreichs, und durch eine rußische Hülfsarmee wieder, so zu sagen, lebendig gemacht worden war. Und dennoch mußten ihm dabei noch drei Dinge zu Hülfe kommen, welche

---

Staate die absolute Monarchie mit einer republikanischen Administration vereinigt sehen, eine Anomalie, die sich nur im constitutionellen Princip wieder zum wahrhaft harmonischen Accord auflösen dürfte. Schon der junge Mirabeau schrieb die prophetischen Worte, als noch an keine Revolution in Frankreich gedacht wurde: „Déja les services à rendre à la patrie n'ont presques plus rien de ce que j'ose appeler filial et pieux. Le vice des monarchies trop despotiquement constituées est de ne point aimer les autorités naturelles. Bientôt les notables n'ont plus rien à faire dans les gouvernemens absolus, qu'à porter les armes ou à valeter à la cour."

man durchaus nur äußere und momentane nennen muß, weil sie nicht immer und zu jeder Zeit wirken können — ich meine, die persönliche Liebe zu unserm König, die Schmach einer unerträglichen fremden Arroganz und Bedrückung vieler Jahre, und endlich der mächtige Magnetismus, der von Friedrich's Leiche noch einmal aus seinem Grabe über Preußen ausströmte! Es ist die Natur eines solchen nachträglichen Enthusiasmus, daß er nur höchst selten eintritt, und daher nie mit Gewißheit auf ihn zu rechnen ist. Eine wahre, bleibende innere Kraft kann auf ihn nicht begründet werden.

Man müßte also, wenn man in Preußen eine constitutionelle Verfassung beabsichtigte, zuerst daran denken: eine neue Aristocratie, in der Art, wie ich sie zu schildern versucht, durch thätiges Eingreifen der Regierung in's Leben zu rufen; wozu es vielleicht keine zweckmäßigere und popu-

lärere Initiative geben möchte, als, die Prinzen des königlichen Hauses, als Militair- und Civil-Gouverneure, den Provinzen vorzusetzen, und mit einem Rath der erfahrensten Männer aus allen Ständen versehen, speciell mit dieser Organisirung des neuen Adels zu beauftragen. — Wäre dieß geschehen, so würde es auch wünschenswerth seyn, diejenigen, welche künftig zu Pairs des Reichs bestimmt sind, zu ihrem wichtigen Berufe schon vorher möglichst heranzubilden. Dazu eignet sich aber die halbe Maßregel der Provinzial-Landtage mit so vielen timiden Beschränkungen, wie uns die Theorie schon hätte lehren können, und die Praxis genugsam zeigt, nicht hinlänglich — denn auf dem Trock'nen kann Niemand schwimmen lernen. Dagegen würden, so wie man mit großem Erfolg Militairschulen eingerichtet hat, auch dergleichen für gebor'ne Volksrepräsentanten sowohl, als alle Solche, die für diesen ruhm-

vollen Beruf sich im Voraus auszubilden wünschen, gewiß die ersprießlichsten Dienste thun. Auch könnte man wohl schon jetzt die abwechselnde Zulassung eines Theils der Standesherren in den Staatsrath, so lange wir noch keine Pairskammer haben, als eine angemessene und dem Gouvernement wie den Standesherren, nützliche Einrichtung einführen, wenn auch nicht, um dort schon Gesetze zu geben, doch um zu lernen, wie man sie gibt. Das Gouvernement würde dadurch nebenbei etwas specieller und weniger einseitig über manche Bedürfnisse des Landes aufgeklärt werden, der bloße Geschäftsschlendrian der Büreaux würde sogar von Leuten, die im Treiben der Welt und gegen so viele künstliche Schwierigkeiten ankämpfend, lange einen großen Besitz zu dirigiren gewohnt sind, vielleicht einen sehr wohlthätigen Impuls erhalten können, da wirklich sechzigjähriges Actenlesen und Namenunterschreiben nicht immer g'rade

zu den obersten Stellen so gut qualificirt, als ein heller practischer Kopf, ein im Drange der eig'nen Noth gestählter und fest geword'ner Character, und eine noch mehr auf Menschen- als Geschäftskenntniß gegründete großartige Ansicht der Dinge. Solche Leute können freilich nicht von früh bis Abends im Büreau „büffeln," sondern sie sind der Meinung des Fürsten Kaunitz, der sagte: „daß er lieber wolle, man werfe ihm vor, den ganzen Tag Papierschnitzel gemacht, als einen Brief nur geschrieben zu haben, den ein Anderer hätte schreiben können" — aber wo es gilt, da wissen sie eine schnelle und feste Partie zu ergreifen. Sie regieren nicht nach dem letzten Posttage, heute rechts und morgen links, wie wir es in unsern Zeiten so oft gesehen, sie legen auch nicht die Hände in den Schooß, und überlassen es dem lieben Gott, was er in seiner Weisheit schicken will, oder der Jungfrau, wie Jüles Polignac — son-

dern, indem sie Alle, die in ihrem Bereich sind, nach ihren Fähigkeiten zu brauchen wissen, folgen sie jedoch, nach reiflicher Prüfung, fest und stark nur dem einen, für heilsam und nöthig erkannten Princip, ohne Furcht und ohne Schwanken, sich durch nichts irre machen lassend, und auch Keinen für unentbehrlich haltend, der nicht in ihren Sinn eingehen will; zwar zaudernd und geduldig, wo es Noth thut, aber auch wie der Blitz einschlagend, wo Schnelle und Energie erfordert wird. Gern werden sie den Rath der Verständigen hören, die Auskunft der Erfahr'nen verlangen, aber immer selbstständig und allein entscheiden, dabei aber es so einzurichten wissen, daß sie nur selten ihr Schiff dem Strome entgegen zu lenken haben, sondern es in seiner Hauptbahn mit der Strömung steuern. Nur wer einen Zweck klar eingesehen und ihn dann will, fest und unabänderlich, und nichts halbes daneben —

ohne jedoch mit kurzsichtiger Pedanterie Alles über einen Leisten schlagen zu wollen, wird vorwärts kommen, jeder Andere macht eben nur Papierschnitzel, indem er glaubt, Geschäfte zu machen. Ein solcher Character ist also unendlich wichtiger zum Dirigiren, als alle Geschäftsroutine der Welt, und in den constitutionellen Staaten bewährte sich oft diese Lehre, wo sich so mancher Minister zeigte, der gleich gewappnet aus Jupiters Haupte sprang, ohne vorher je den Staub der Acten gekostet zu haben.

Ich sagte, es würde dem Schlendrian wohl thun, im Staatsrathe durch ein neues Element erfrischt zu werden, und sich sogar in diesem Elemente vielleicht Talente für den nähern Dienst des Staates zeigen. Alle der Neuaufgenommenen aber würden in dieser Versammlung wenigstens, indem sie sich für's erste schweigend unterrichteten,

selbst Verständniß, Antheil und endlich Fähigkeit zu dem ihnen bestimmten Wirkungskreise erlangen; Eigenschaften, die ihnen bei dem dermaligen Stande der Dinge in der Regel für immer fremd bleiben müssen, und also auch jetzt noch abgehen, so wie alles Talent der Rede, welches später hier ebenfalls Gelegenheit successiver Uebung finden würde.

Störend kann aber die Zulassung der qualificirtesten Standesherren in den Staatsrath der guten Sache in keiner Art werden, wenn gleich hie und da unbequem für Einige, gewiß nicht für die, welche daselbst die ersten Stellen einnehmen, und unter denen wir so manche höchst würdige Männer zählen. Ein sich zeigender Mangel an Intelligenz würde dort ohne Zweifel augenblicklich zum Schweigen gebracht, ein Zufluß von Talent und Genie aber, wenn er sich finden sollte, doch wohl nicht

als schädliche Contrebande angesehen werden können.

Ich glaube jetzt meine politischen Ansichten, insofern sie uns betreffen, deutlich, wenn auch nur kurz und in den Hauptpuncten entwickelt zu haben. Sehr wohl weiß ich indessen, daß von Theorieen zur Praxis überzugehen ein ganz anderes, tausendmal schwierigeres Capitel ist. Es gehören dazu mancherlei große Eigenschaften, und dieser und jener alte Practiker (heißt oft auch nur Actenschreiber), wird daher alles bisher Gesagte vielleicht nur für eine Vision ansehen. Ich will dieß dahin gestellt seyn lassen. Mir war es darum zu thun, ich leugne es gar nicht, auch einmal meine individuelle Ansicht frei auszusprechen. Der Leser mag sie prüfen — un-

möglich scheint mir die Ausführung eben so wenig, als unzeitgemäß.

In diesem Sinne nun sey es mir jetzt erlaubt, noch einen Schritt in meiner Vision weiter zu gehen. Man hat oft, und ich glaube mit vollkommenem Recht gesagt, daß wir Preußen factisch einer größern Freiheit als die Franzosen genießen. Ist dieß also wahr, so wird es mir wohl eben so gut, als dem gemäßigten Lamartine in der französischen Deputirtenkammer, auch hier erlaubt seyn, ein erreichbares Utopien für unsere jetzige Lage aufzustellen, wobei ich auch darin seiner Meinung beistimme, daß alle großartigen Neuerungen, ehe sie in's Leben treten können, immer ein utopisches Ansehen haben müssen.

Indem ich also hier besonders auf mein gewähltes Motto an der Spitze dieses Aufsatzes hinweise, werde ich herzhaft aussprechen, was ich, wäre ich dazu berufen, zu

der Ausführung meiner Pläne vorschlagen würde.

Meiner Meinung nach würde man damit anfangen müssen, successive Verordnungen, ungefähr folgenden Inhalts, ergehen zu lassen:

Der König, könnte man mit vollkommenem Rechte sagen, hat seinem Volke eine Constitution versprochen, und wenn dieses Versprechen bis jetzt noch nicht realisirt wurde, so geschah dieß bloß aus dem Grunde, weil die Zeit der dazu wesentlich nöthigen Vorbereitungen noch nicht abgelaufen, und hier nichts schädlicher als Uebereilung sey.

Vieles sey unterdessen aber schon gereift, die völlige Emancipation des Bauernstandes ihrem Ende nahe, und mehrere, dieß Geschäft erleichternde, weniger kostspielig machende, und zugleich in der Ausführung beschleunigende Modificationen würden eben berathen.

Die definitive Feststellung der Communalordnung (bei welcher letztern auf die zu ihrer Erhaltung unerläßliche Autorität der Grundbesitzer wohl Rücksicht zu nehmen seyn möchte), schreite ebenfalls, wie auch die so dringende Revision des Landrechts und der Hypothekengesetze, rüstig vor.

Die bisher angeordneten landständischen Versammlungen hätten ihrem provisorischen Zweck entsprochen, und bei allen Ständen den Sinn für repräsentative Verfassung geschärft, die Theilnahme eines Jeden am Wohle des Allgemeinen immer mehr erweckt, und zu dem dereinstigen hohen Wirkungskreise besser vorbereitet.

So viel sey gethan, aber höchst Wichtiges bleibe noch zu thun übrig. Dahin gehöre vor Allem die Bildung einer kräftigen, auf großen Grundbesitz basirten, so viel als möglich unabhängig gestellten, und Jedem im Volke zugänglichen Aristocratie, ohne welche keine constitutionelle

Monarchie auf die Dauer zu bestehen im Stande sey. Deren Hervorrufung aus der Nation könne aber nicht ohne einige Meinungsopfer der Privaten, namentlich des (sogenannten) Adels, wie er jetzt bestünde, statt finden, indem der künftige Adel des Landes ganz anders als der bisherige organisirt werden müsse, um, was er eben jetzt leider nicht mehr hinlänglich sey, volksthümlich, hochgeachtet und nützlich zu werden.

Nur die Pairs oder Standesherren würden in Zukunft diesen Adel, die neue Aristocratie bilden, alle übrige jetzt bestehenden Geburtstitel aber von den jetzigen Inhabern zwar bis an ihren Tod beibehalten werden können, jedoch nach wie vor nur Titel bleiben, und keine Rechte verleihen, sich auch auf die Nachkommen nicht mehr fortzupflanzen fähig seyn. Dagegen (könnte man für die Schwachen hinzusetzen) werde es fortan jedem preußischen

Unterthan gestattet seyn, sich wie in Oesterreich, wo man Jedermann Ew. Gnaden titulire, das Wörtchen „von" beliebig bei- oder abzulegen, wenn er sich ohne daßelbe nicht beruhigen könne.

Von allen Mitgliedern einer Familie, die ein Majorat besitzt, könne aber nur der Majorats- und Standesherr den an seinem Besitze haftenden Titel allein führen, und seine Söhne oder nächsten Anverwandten nur dann einen ähnlichen, wenn mehrere Majorate in derselben Familie von verschiedenen Graden bestünden. Alle übrigen Kinder und Verwandte der Majoratsbesitzer müßten in den Bürgerstand zurücktreten, aus dem sie früher auch alle ausgegangen wären.

Als Norm für die zu stiftenden Majorate werde festgesetzt: daß ein Fürst, dessen Gütercomplex man den Namen „Fürstenthum" beilege, daraus wenigstens einen reinen Ertrag von 30,000 Thlr. beziehe,

ein Graf aus seiner Grafschaft 15,000, ein Baron aus seiner Baronie 10,000 Thlr. Jedoch werde nachgegeben, daß um nicht zu viel kostbare Zeit zu verlieren, ein solcher Grundbesitz, wenn er auch jetzt verschuldet sey, und daher für den Augenblick die stipulirte reine Revenüe dem Inhaber nicht mehr gewähre, dennoch zu einem Majorate erhoben werden dürfe, aber nur unter folgenden Bedingungen:

1) daß die Schulden nach landschaftlichen (zum Theil vielleicht etwas nach der Localität besser motivirten) Taxprincipien nicht die Hälfte des Werths überstiegen,
2) sogleich bei Stiftung des Majorats eine jährliche gesicherte succesive Abzahlung der Schulden eintrete, so daß in einer vorher genau zu bestimmenden Zeit der ganze Besitz jedenfalls schuldenfrei seyn müsse.

*

Die Standesherren, bloß aus den genannten drei Classen bestehend, deren ersten ohne Ausnahme die Benennung Durchlaucht, der zweiten Erlaucht, und der der dritten Standesherrlichkeit oder Herrlichkeit ertheilt werde, sollten unter sich den respectiven Rang ihres Standes, nach dem Datum ihrer Ernennung einnehmen*).

---

*) Hierbei möchte man aber wohl von dem alten, sich noch aus der kurfürstlichen Zeit herschreibenden, und in der damaligen Abhängigkeit vom Reiche begründeten Principe abgehen, das dem deutschen reichsunmittelbaren Adel einen höhern Rang als dem preußischen zutheilt. Seit Preußen selbst eine große und mächtige Monarchie geworden ist, steht es ihren Beherrschern wohl an, ihren eigenen Adel, besonders bei Schaffung einer neuen Aristocratie, nicht im eigenen Lande geringer zu schätzen, als den fremden, wie dieß ohnehin längst alle andern selbstständigen Nationen thun.

Die Ansicht, welche man dem entgegen gesetzten Verfahren bei uns zum Grunde legt, ist wirklich seltsam. Man sagt, sie sey historisch. Abgerechnet, daß, wie Gans sehr richtig bemerkt,

Im Uebrigen würden die Standesherren, welche für die höchsten Repräsentanten der

---

es lächerlich sey, auf das Historische im preußischen Staat etwas zu gründen, da im Grunde seine ganze Historie von Friedrich dem Großen ausgehe, und es sich seine eigentliche Historie erst in der Zukunft suchen müsse — kann auch am Ende historisch handeln nur heißen: zeitgemäß, in Folge des Vergangenen handeln, aber nicht, sich von ehemaligen Zuständen und Motiven, die nicht mehr passen, auch heute noch ohne Noth fesseln zu lassen. Wird sich etwa der König von Preußen geringer schätzen, als die Könige von Schweden und Dänemark, weil diese Jahrhunderte lang schon als unumschränkte Könige in Europa herrschten, während die Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg noch vom Reiche und Kaiser abhängige Fürsten waren? Eben so verhält es sich im kleineren Maßstabe zum Theil mit dem hohen Adel der jetzigen Monarchie, der zwar nicht deutsch-reichs-unmittelbar war, so lange deutscher Kaiser und deutsches Reich existirte, aber im Wesentlichen oft fast gleiche und noch ausgezeichnetere Rechte im Vaterlande besaß, jetzt aber, wo die Herrscher des Landes selbst eine der ersten unabhängigen Hauptmächte Euro-

Nation gelten, als solche auch den Vorrang über alle Nichtadelige haben, es möch-

---

pa's repräsentiren, zur eigenen Glorie dieser, nicht mehr dem Schatten eines fremden Adels, deren Prärogativen längst de facto aufgehört haben, nachstehen sollte. Ist es nicht seltsam, daß z. B. einigen Fürsten in Preußen, deßwegen, weil sie von Friedrich dem Großen, oder dem jetzigen König dazu ernannt sind, der Titel Durchlaucht im Vaterlande von den Behörden nicht gegeben werden soll, während man ihn doch allen denen, die früher zu sogenannten reichsunmittelbaren Familien auch mit geringeren Titeln gehörten, gewährt, ja ihn auch selbst den von fremden Ländern erst acquirirten Fürsten, wie schwedischen und polnischen, beide überdieß von sehr neuer Creation, zugestanden hat, die Fürsten preußischer Creirung dagegen mit dem ganz außer Gebrauch gekommenen Titel Fürstliche Gnaden gewissermaßen unter jene rangirt. Es hat überdem Klüber und Andere auch sattsam nachgewiesen, daß die meisten großen Adelsfamilien Deutschlands vollkommen der Sache nach dieselben Ansprüche haben, als die, welche sich allein im Besitz solcher Güter befanden, die ihnen einen Sitz auf der Fürsten-, Grafen- oder Ritterbank ertheilten.

ten dieselben auch ein noch so wichtiges Amt oder Militairrang bekleiden; denn

---

Friedrich der Große betrachtete die Sache ganz verschieden. Er gab oft den von ihm creirten Fürsten, selbst in der Aufschrift seiner Briefe, den Titel Durchlaucht oder Liebden, und nannte sie immer Vetter, wohl wissend, daß der Geber einer Gunst sich nur selbst dadurch hoch stellt, wenn er seiner eigenen Gabe auch hohen Werth beilegt.

In der That ist es schwer, irgend einen hinreichenden Grund aufzufinden, warum Preußen seinen eigenen Adel um so viel geringer schätzen sollte, als fremden, es müßte denn der seyn, daß Leute von großem Credit daselbst zu einer früher reichs-unmittelbaren Familie gehört und deßhalb ihren Einfluß geltend gemacht haben, Familien dieser Art ein höheres Vorzugsrecht einräumen zu lassen, als sie bei uns billig haben sollten. Patriotisch und preußisch ist dieß aber ganz gewiß nicht, und folglich auch nicht historisch, im ächten Sinne des Worts, denn ich wiederhole es: nicht am Alten zu kleben, sondern von der Geschichte Lehre für die laufende Zeit anzunehmen, ist historisch.

Ich glaube, die Sache wurde im Staatsministerio discutirt, und einige Einwendungen

wolle der König Verdienst belohnen, so stehe es ihm immer frei, wen er für gut finde, zum Pair zu erheben, und ihn nach Maßgabe des ertheilten Titels wo nöthig zu dotiren. Das Amt allein aber könne nur Wirkungskreis und Macht geben, nicht aber ein Diener der Nation, als solcher den Vorrang über die höchsten Repräsentanten dieser Nation selbst einnehmen.

---

in dem von mir angegebenen Sinne gemacht. Die „historische“ Ansicht aber prävalirte, und es blieb dabei: daß die Fürsten preußischer Creation, die früher weder reichsunmittelbar noch Schweden oder Polen gewesen, sich mit dem geringeren Prädicat begnügen müßten.

Nun glaube ich zwar, daß jeder vernünftige Mann auf Titel überhaupt heutzutage nicht allzuviel mehr gibt, und ihre fast lächerlich gewordene Seite in unsern Zeiten sehr wohl einsieht, man läßt sich aber in nichts, auch im Geringfügigsten nicht, gern gegen Andere seinesgleichen willkührlich zurücksetzen, und ist auch, um bei dem gewählten Beispiel stehen zu bleiben, die Benennung Durchlaucht eigentlich für alle Fürsten zu viel, die nicht Souveraine sind

(Es ist gewiß eine sehr weise Einrichtung, daß in England nur die Pairschaft Rang gibt, denn die Pairschaft stammt aus der Nation, ist ihr erster Repräsentant, die Beamtschaft ist eine bloße königliche Gnade und Charge. Manches Amt bringt es mit sich, daß es die größte temporaire Macht im Staate haben muß, aber sie sey noch

---

(sonst hatten ihn ja nicht einmal die Kurfürsten), so muß man doch bedenken, daß auch sämmtliche andere Titel dermaßen herauf geschraubt worden sind, daß selbst in den gewöhnlichsten bürgerlichen Verhältnissen man unter andern schon jetzt Jedermann, der nicht betteln geht, Hochwohlgeboren titulirt. Ueberdem hat das Prädicat Fürstliche Gnaden etwas so Serviles und Unzeitgemäßes, daß im gemeinen Leben dennoch Jeder, wäre es auch nur um den Mund weniger voll nehmen zu müssen, jeden deutschen Fürsten Durchlaucht titulirt, die Neupreußischen aber dadurch in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sind, entweder fortwährend rechts und links zu erklären, dieß gebühre ihnen nicht, oder ungefähr das zu werden, was man eine Bedientenexcellenz nennt.

so umfassend, der Wille des Königs kann sie jeden Augenblick aufhören lassen. Nicht so die Pairschaft, welche nur das Gesetz oder der Tod dem Individuo rauben kann. Es gebührt ihm also in jeder Hinsicht ein höherer Rang, als irgend einem Beamten, weshalb in England auch der letzte Baron und Pairs dem allmächtigen Premier-Minister wie dem ruhmvollsten Feldmarschall vorausgeht. Es ist aber dieß nicht allein in der Natur der Sache so analog als billig, sondern auch höchst zweckmäßig, weil dadurch der Mächtige, der so gern sich zu überheben geneigt ist, täglich daran erinnert wird, daß es auch außer dem König noch etwas über ihm gibt, nämlich, die Nation, repräsentirt durch die Pairs, denen er in ihrer nationellen keineswegs persönlichen Würde nachstehen muß, wenn er auch in allen andern Verhältnissen sie zu regieren, ja im Namen des Königs ihnen zu befehlen befugt ist. Dieß wirkt als ein

vortreffliches Correctionsmittel gegen Beamtenstolz, den unerträglichsten und gefährlichsten von allen, weil er eben stets mit der Macht vereint einherschreitet.)

Alle Standesherren würden, bis zum Eintritt der Constitution, und mit ihr einer Pairskammer, sobald sie ihre Volljährigkeit erreicht, in einer gewissen Zahl, abwechselnd den Sitzungen des Staatsrathes beizuwohnen das Recht haben.

Ueber alle Befugnisse der Pairs unter constitutioneller Verfassung werde später bei Ertheilung dieser Constitution bestimmt, bei der Communalordnung aber schon früher ihre Verhältnisse zu den Einwohnern ihrer Besitzungen festgesetzt werden.

Alle bisherige Adelsprärogativen, in sofern sie nicht in die neue Aristocratie übergingen, hörten auf, dagegen würde bei Einführung und Regulirung der Communalordnung darauf Rücksicht genommen werden, den Gutsbesitzern diejenigen localen Auto-

ritätsrechte zu sichern, ohne welche sie nicht bestehen könnten, welche jedoch nur an dem Gutsbesitze, nie an der Person haften könnte. Gewöhnliche Gutsbesitzer, die nicht zur Aristocratie gehörten, könnten nach wie vor ganz frei über ihr Eigenthum den bestehenden Gesetzen gemäß verfügen, weil, sobald dem Staate einmal das nöthige Erhaltungsprincip durch die neue Aristocratie gegeben sey, es weder als politisch noch zweckmäßig angesehen werden könne, allen Grundbesitz durch kleine unnütze Majoratsstiftungen eisern zu machen.

Die Inhaber von Ordenszeichen würden, nach des Königs Bestimmung, auch in Zukunft nach wie vor Ritter heißen, jedoch ohne weitere als Ehrenrechte damit zu verbinden.

Um diese neuen Maßregeln zu beschleunigen, und die nöthigen Organisirungen unverzüglich vorzunehmen, werde der König (könnte man in meinem Traume fortfahren),

in sämmtlichen Hauptprovinzen des Reichs, Prinzen seines Hauses als seine Lieutenants mit der höchsten Civil- und Militair-Autorität bekleidet senden, deren Instruction im Sinne des Vorhergehenden ausgefertigt worden sey, welche unmittelbar an Seine Majestät berichten würden, und welche die Nation als die besten Bürgen von des Königs väterlicher Fürsorge, und als das würdigste und parteiloseste Organ zwischen ihm und ihr ansehen könne.

Eine solche, allerdings außergewöhnliche Maßregel müßte, so kühn sie scheint, dennoch meiner Ueberzeugung nach, in Kurzem zu dem erwünschtesten Ziele führen, würde sich höchst wahrscheinlich des Beifalls der allgemeinen Meinung sehr bald zu erfreuen haben, und statt des jetzt verhaßten Adels

eine populaire Aristocratie schaffen; dabei aber ohne gewaltsame Mittel mit einem Schlage die Büreaucratie, den gefährlichsten Feind aller Classen, gleich einem electrischen Aal, dem man die Electricität abgezogen hat, ihrer schädlichen Kräfte berauben, und sie in die ihr angemessenen Schranken auf immer zurückweisen — ein Zustand, den die Bessern und Klügsten aus ihrer Mitte selbst wünschen, da Extreme doch zuletzt immer untergehen müssen, dieser Untergang aber dann oft tragisch wird *).

Auch die Vernünftigen unter dem Adel würden wohl entgegen kommen, da ihr wahrer Vortheil es erheischt, denn nur auf dem angegebenen Wege können Familien von historischen Namen, die jetzt verzettelt

---

*) Ich erinnere hier an die Worte Steins: „Eine Maschinerie sah ich fallen den 14. October „1806, vielleicht wird auch die Schreibmaschinerie „ihren 14. October haben!"

und gering geschätzt umher vegetiren, und um das liebe Brod dienen müssen — im Fall sie zusammen noch Vermögen genug dazu besäßen, oder hoch verdienstvolle Mitglieder unter sich zählen, die auf eine besondere Berücksichtigung des Staates Anwartschaft hätten — wieder ein neues, fester begründetes Ansehen erhalten, wenn sie freiwillig zusammentreten, um Einen aus ihrer Mitte zum standesherrlichen Repräsentanten zu dotiren. Hier würden auch Fälle eintreten, wo, um solche geehrte Namen nicht untergehen zu lassen, der König in seiner Gnade durch Verleihung einiger Domainen, die ohnehin bei den jetzigen Zeiten so wenig einbringen, und durch ihre zweckwidrige, schon der Natur der Sache nach ungünstige Administration, den Gutsnachbarn oft zum Gespötte dienen, dem Lande eine Wohlthat erzeigen könnte, die unendlich mehr Nutzen schaffen würde, als die einzelnen baaren Geldunterstützungen an

so viele banquerotte Gutsbesitzer, deren Quelle die edle Großmuth unsers Königs ist, die aber dennoch Keinen solid wieder hergestellt haben. Aehnliches würde auch auf Kosten der Nation für hochverdiente Männer bürgerlicher oder ad'liger Abkunft später statt finden können.

Die ganz armen Titelinhaber, die es nicht möglich zu machen wüßten, weder durch Besitz noch Verdienst, im neuen Adel wieder aufzuleben, würden freilich gutwillig ein so leichtes Opfer bringen müssen, und könnten nur fälschlich über Zurücksetzung und Ungerechtigkeit klagen, wo ihnen im Gegentheil eine wahre Erleichterung gegeben, und es ihnen allein möglich gemacht würde, für sich und ihre Kinder in die Classe der nützlichen und geachteten Staatsbürger, auf jeder Stufe derselben eintreten zu können, ja selbst des Handwerks gold'nen Boden suchen zu dürfen, wenn ihnen nichts anders mehr übrig

bliebe; statt jetzt als pauvres honteux, und nur zu oft als Speichellecker der reichen Bürger, ein elendes Leben zwischen nicht respectirten Ansprüchen und reellem Mangel zu fristen.

Man könnte mir noch entgegnen, daß durch die Ausführung solcher Pläne Privatrechten zu nahe getreten würde. Darauf erwiedere ich bloß, daß, wo dieses ohnehin schon so vielfach geschehen ist, wo, wie bei uns, z. B. durch die Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse, durch die vorhergegangene Freigebung des Bauernstandes ohne alle Entschädigung der Betheiligten, durch die Aufhebung der Adelsstifte, Klöster rc. rc. mit höchst geringer und nur lebenslänglicher Entschädigung, Alles aber immer mit Rücksicht auf das allgemeine Beste und sogar mit Billigung der Mehrheit — man sich nun auch nicht scheuen dürfe, noch einen Schritt weiter zu gehen, und auch einen leeren Titel zu cassiren, um das Ganze zu

vollenden, und für lange Zeiten zu consolidiren.

Die Furchtsamen und Peinlichen werden freilich alle davor erschrecken, aber Furchtsame und Peinliche sind jetzt eben nicht mehr zeitgemäß, und der rasche kühne Gang einer solchen Zeit fordert auch kühne und rasche, obgleich keineswegs übereilte Schreiter, um ihr nicht nur nachzukommen, sondern ihr selbst vorzugehen, wo es seyn muß.

Wer also mit dem hier Verhandelten in der Hauptsache einverstanden ist, d. h. wer sich mit mir für überzeugt hält, daß wir uns mit ganz Europa in einer bedenklichen Lage befinden, und daß nur eine constitutionelle Verfassung mit einer starken Aristocratie den Thron und uns in der Zukunft gegen alle Greuel und Zerstörungen der Anarchie völlig sichern könne, der sollte auch durch Wort und That die Hand an's Werk legen, einen so wohlthätigen Zweck zu för-

dern, so weit nur das Gesetz und sein Wirkungskreis es ihm gestattet. Der Adel biete gern, und von selbst, die verlangten unbedeutenden Opfer an, um aus dem jetzigen Chaos wenigstens in einigen seiner Mitglieder künftig größer, reicher und volksthümlicher wieder hervorzugehen, und der verständige Bürger, der friedliche Eigenthümer bedenke, daß auch ihm Ruhe und Sicherheit nur auf diesem Wege verbürgt werden können; daß aber ein Adel, dessen Mitglieder täglich in den Schooß des Bürgerthums zurücktreten, und zu dessen Höhe wiederum auch jeder Bürger durch Verdienst emporzusteigen fähig ist, kein Gegenstand seiner Eifersucht mehr, sondern nur seines gerechtesten und vernunftgemäßesten Stolzes, wie in jeder Hinsicht seines wohlverstandensten Interesses seyn könne. Denn eine solche Aristocratie, wie ich sie aufgestellt, wird noch außer ihrem speciell politischen Nutzen, auch

von höchster Wichtigkeit für die große Mehrzahl des Volks, für die gewerbtreibenden, arbeitenden Classen werden. Sie verbürgt ihnen einen sicherern, andauernderen, größeren Erwerb durch einen sich immer gleich bleibenden Luxus, den der ewig wechselnde Reichthum der Banquiers und Geldspeculanten, wie die Anwendung ihrer Capitalien auf immer neuen Erwerb in Papierform sehr ungewiß und precair machen. Man mag über ein solches Motiv zur Anpreisung der Aristocratie spotten so viel man will, es ist dennoch sehr reell, und ein veredelter Luxus nichts weniger als ein Uebel im Staate. Durch nichts aber wird er sicherer hervorgerufen, und wohlthätiger geordnet, als durch eine glücklich geordnete Aristocratie. Dieß wissen die arbeitenden Classen in England sehr gut, und sind daher dem dortigen Adel mehr als in irgend einem andern Lande ergeben, bloß aus dem natürlichen Grunde, weil sie von ihm mehr reel-

len Nutzen ziehen, und vermöge seiner Stellung ziehen müssen, als ihres Gleichen in andern Ländern, wo keine so fest begründete mächtige Classe existirt.

Kunst und Wissenschaft, um die sich bekanntlich die Geldleute wenig bekümmern, außer wo ihnen die letzte etwa g'rade zu beſſ'rem Erwerbe nützt, und mit der ersten sich Ansehen zu verschaffen ist, werden sich ebenfalls eines sich stets gleich bleibenden Schutzes von einer reichen Aristocratie zu erfreuen haben, wäre es auch nur, weil der edelste und höchste Luxus eben nur durch ihre Hülfe erreicht werden kann. Wo aber hohes Ansehen und großer Reichthum lange in einer Familie einheimisch sind, und das gewöhnliche Wohlleben eine Alltäglichkeit ist, nimmt der Luxus immer nach und nach jenen edleren und höheren Character von selbst an, und geht, als Beispiel wirkend, auf die übrigen mehr wechselnden Reichen,

wenigstens als Nachäffung über, die den Künsten immer wieder Vortheil bringt — denn auch der dümmste Reiche kann dem größten Künstler Gelegenheit zu Entwickelung und Ruhm geben — da aber, wo keine Tonangebende Aristocratie das Vorbild gibt, findet gewöhnlich eine viel gemeinere, veränderliche und ungewissere Geldanwendung statt. Obgleich das englische Volk seiner Nationalität nach, im Grunde wenig ächten Kunstsinn besitzt, sieht man doch daselbst fast keinen Edelmann, der nicht die bedeutendsten Künstler beschäftigte, und keinen Palast der Großen, der nicht Schätze der Kunst, zuweilen von unschätzbarem Werth und außerordentlicher Anzahl beherbergte.

Was sehen wir dagegen bei uns? Entweder Mangel aller Kunst aus Armuth, oder eine Geldverschwendung, die nur auf Dinge gerichtet ist, welche kein Andenken zurück lassen. Der Hof, die Prinzen allein, sonst äußerst Wenige, thun etwas Bedeu=

tendes für Kunst und Wissenschaft. Man bereise die Schlösser der jetzigen Vornehmen und emporgekommenen Reichen, man sehe ihre Hôtels in der Stadt — das Aesthetische ist dort ein unbekanntes Element, sie haben sich nicht einmal zum Geschmackvollen und zum Comfort erhoben.

Eine große Vertheilung des Vermögens ist einer Nation auf der einen Seite sehr wünschenswerth, sobald nur dafür gesorgt ist, daß auf der andern Seite auch große Massen desselben für immer compact bleiben. Dann nur entsteht ein wohlthätiges Gleichgewicht. Wo Alles beweglich und veränderlich ist, gibt es keine Ruhe noch Halt. Wo Alles feststeht, erfolgt Erstarrung. Ein Zustand, der beide Uebel auflös't und verschmilzt, ist also der glückliche, und findet sich vollständig da, wo eine freie bewegliche Mehrzahl mit dem festen Kern einer großen Aristocratie verbunden ist.

Diese aber nur in Gelde oder Verdienst zu suchen, ist hauptsächlich deßhalb eine Thorheit, weil sie dann eben der Hauptsache, der Stetigkeit ermangelt.

Ich wiederhole dieß fortwährend, denn gewisse Wahrheiten können nicht oft genug ausgesprochen, nicht genug von allen Seiten beleuchtet werden, besonders, wenn so allgemein durch Wort- und Sachverwechselung ein hartnäckiges ungerechtes Vorurtheil gegen sie besteht.

Endlich wird jeder Unbefangene einsehen, daß ich durch mein System auch keineswegs das Talent unterdrücken, und Geld- und Güterbesitz darüber stellen wolle, obgleich zu meiner größten Verwunderung Einige, die diesen Aufsatz lasen, meine Meinung sehr irrig so ausgelegt haben. Mit geringem Nachdenken wird man im Gegentheil daraus abnehmen können: daß ich durch eine Verfassung, wie die hier vorgeschlagene, g'rade dem persönlichen Talent noch eine größere

Belohnung und einen, wenn auch begränzten, doch eben deßhalb edleren, und vor Allem sicherern Wirkungskreis verschafft wissen will, als es, mit wenigen Ausnahmen, je bei uns gehabt hat.

Sobald die Constitution in's Leben träte, müßte die bei weitem größere Masse des vorhandenen Talents sich nothwendigerweise in der Deputirtenkammer zusammen finden, und viel weniger davon würde, wie die Sachen jetzt stehen, wahrscheinlich in die Pairskammer gelangen, welche auch dessen, wenn sie nur gehörig auf den noch fester stehenden Halt des großen Grundbesitzes und des daraus entspringenden natürlichen Interesses basirt ist, weniger bedarf; denn von ihr wird das Auffinden des Fehlerhaften und das Ausdenken des Neuen, wozu der meiste Geist gehört, nicht verlangt, sondern nur der gesunde aufgeklärte Sinn, der das ausführbare Gute vom chimärischen, das practisch Anwendbare vom bloß theore-

tisch Glänzenden zu unterscheiden weiß, und daher auch sogleich für die Regierung in allen den Fällen eine höchst nöthige Stütze abgeben wird, wo das debordirende, demo=cratische Princip der Deputirtenkammer, wie wohl zu vermuthen steht, ihr von vorn herein Gewalt anzuthun geneigt seyn möchte.

Es ist nun ganz natürlich, daß ausge=zeichnete Männer, die sich als solche in der Deputirtenkammer zeigen und bewähren, eben durch dieses ihr Genie sicher seyn kön=nen, sich bald damit einen Weg in's Mi=nisterium des Landes (wo große Gunst oder Anciennität allein, dann kaum mehr hin=führen kann) und endlich in die Mitte der Aristocratie selbst zu bahnen; bei welcher Letztern Elemente dieser Art immer sehr willkommen seyn werden, wenn ihre große Menge auch dort, wie gesagt, nicht so un=umgänglich nöthig ist. Eine solche Erhö=hung muß aber in einem constitutionellen Staate, wo der Adel als festeste Stütze der

Nation organisirt, und als die höchste Staffel ihres eig'nen Glanzes und Ruhmes angesehen wird, auch die schönste Perspective für Jeden, wie zugleich die solideste Belohnung für Talent und Verdienst seyn. Gibt es hingegen keine Pairskammer, oder nur eine sogenannte mit leerem Titel, so ist die Aufnahme in dieselbe weder mehr ein reizendes Ziel noch eine Belohnung, und das Talent, welches seine Kräfte fühlt, und sie, koste es was es wolle, üben will, macht den, welcher es besitzt, wie wir es in Frankreich so oft gesehen, zum bloßen Volkstribun und Revolutionair, welcher, wenn es gut geht, eine kurze Zeit der Volks- und Pöbelmann bleibt, dann vielleicht, wie Benjamin Constant vor Kummer darüber stirbt, daß ihm alle seine Popularität doch nicht nach Verdienst geholfen, und zuletzt ein schönes Begräbniß erhält — geht es aber schlecht, wohl früher schon auf dem Schaffot endet.

*

Nur eine todte Aristocratie also, die einerseits ohne gehörige Dotationen und Nachdruck, oder and'rerseits nicht Jedem aus der Nation zugänglich wäre, würde eine Ungerechtigkeit gegen das Talent, eine Hinderung desselben, folglich auch hemmend für wahre Civilisation seyn, wie es jetzt auch unser Adel wirklich ist — eine mit allen Lebenskeimen ausgestattete constitutionelle Aristocratie ist aber nur ein Bürger-Institut wie jedes andere, und eben so sehr würdiges Ziel und Belohnung des Genies, als das unerschütterlichste Fundament des Staates, auf dessen sicherem Boden allein dem Beweglichen zu jeder Zeit der wünschenswerthe freie Spielraum gegeben werden kann, der ohne dieses Fundament nie gefahrlos zu gestatten ist.

Es wäre wohl eine würdige Aufgabe für unsere Stände, einer so ernsten und wichtigen Materie ihre Aufmerksamkeit zu leihen,

und wenn sie zu einer gleichen Ansicht darüber gelangen könnten, sie rastlos auszusprechen, ja zu den Füßen des Throns niederzulegen, um das Gouvernement zu überzeugen, daß eine Adelsreform, eins der größten Bedürfnisse Preußens! eben so ausführbar als wünschenswerth sey, und daß es nicht zu befürchten habe, dabei auf Schwierigkeiten zu stoßen, die nur ohne die Hülfe eines bedeutenden Uebergewichts in der öffentlichen Meinung als unbesiegbar erscheinen dürften.

Es würde schon eine große Belohnung meines schwachen Bestrebens, die höchste Freude für mein, vom innigsten Patriotismus durchdrungenes Herz seyn, wenn die vorliegenden Zeilen nur talentvolleren und erfahrneren Männern, als ich bin, Anlaß gäben, daßelbe Thema gehaltvoller und gründlicher, aber auch eben so offen, zu entwickeln, und ihm dadurch ein allgemeines Interesse bei

allen Ständen zu verschaffen, was es mir in hohem Grade zu verdienen scheint.

Geschähe dieß aber auch nicht, so ist es dennoch unter den heutigen Conjuncturen, welche den früheren nicht mehr gleichen, die Pflicht eines jeden Staatsbürgers, das wenigstens nicht zu verhehlen, was ihm für das Wohl des Ganzen dringend nöthig erscheint, sobald es, wenn auch vielleicht irrig, denn Irren ist menschlich — nur in Treue und Liebe für seinen König, wie für seine Mitbürger begründet ist. Aber auch die Pflicht der Selbsterhaltung zwingt ihn dazu, namentlich den Stand des Adels, der nach einer andern Stellung ringen, oder seine Existenz aufgeben muß, noch mehr den großen Grundbesitzer, dessen Lage die unsicherste von allen ist, der am wenigsten zu verlieren hat, und der ohne Halt von oben, und mit künstlich und absichtlich untergrab'ner Popularität bei'm Volke, den Druck der Büreaucratie von allen Unter-

thanen des Königs am empfindlichsten fühlt, und die unerschwinglichsten Lasten trägt, während er dennoch, in seiner jetzigen unsichern und beklagenswerthen Stellung, fast unglaublicherweise immer noch dem Neide der Beamten, wie dem Groll der übrigen Stände am meisten ausgesetzt ist.

Als Solcher habe ich für mich selbst gesprochen, als Bürger für Alle, und feierlich betheure ich, daß, wenn ich durch das Opfer meines Ranges und meines sämmtlichen Güterbesitzes dem Vaterlande diejenigen Institutionen verschaffen könnte, die es nach meiner Ueberzeugung auf eine hohe Stufe dauernder Macht und Größe heben müßten, ich mit Freuden dieses Opfer bringen, mich fortan mit dem mäßigsten Lebensunterhalt begnügen, und dieß für gar keine Entbehrung ansehen würde. Habe ich zuviel gehofft, wenn ich einer großen Anzahl uns'res Adels eine ähnliche Gesinnung zutraue? Ich glaube es nicht. Jedes persönliche

Opfer wird gern vom wahrhaft Edlen verschmerzt werden, **sobald er nur sicher seyn kann, daß es dem Ganzen zu Gute komme**, unser Adel kann es aber noch weit wohlfeiler haben, er braucht nichts Reelles, nur eine Chimäre zu opfern, um noch obendrein einen wirklichen und sehr soliden Gewinn dafür einzutauschen.

II.

Aus meinen Zetteltöpfen.

Dritte Ziehung.

Nro. 64.

Letztes Gespräch mit meinem Denker.

Mein Freund S...., dem ich den obigen Aufsatz eben vorgelesen hatte, schüttelte den Kopf.

„Damit werden Sie nicht weit kommen," sagte er, „und so gern ich Ihnen zugebe, daß Sie, namentlich hinsichtlich der elenden Stellung des jetzigen Adels, recht haben, so wette ich doch, daß auch nicht ein einziger Landjunker, und nagte er auch am Hungertuche mit einem Dutzend Söhnen, weder für sich noch für diese ein Jota von seinen eingebildeten Privilegien freiwillig aufgeben wollen wird. Früher war ein Zeitpunct in Preußen, wo so etwas hätte gelingen können, als das ganze Land ge-

gen Frankreich im Enthusiasmus aufstand. Damals hätten sich Alle jede neue Organisation gefallen lassen. Doch dieser günstige Zeitpunct zu Umgestaltung des Adels ist versäumt worden, und wir wollen aus andern Gründen nicht wünschen, daß je ein ähnlicher wiederkehre.

Manche glauben, nach und nach werde man vernünftiger werden. Der Meinung bin ich aber noch weniger. Solche Reformen können nur plötzlich, entweder durch Revolutionen, oder durch die zwingende Macht eines unumschränkten Monarchen in's Werk gestellt werden. Die ersten betreffend, wäre das Remedium schlimmer, wie die Krankheit, das andere aber hat seine Schwierigkeiten."

„Die mir doch keineswegs als unübersteiglich erscheinen," fiel ich ein, „wenn die Sache auf dem Wege angefangen wird, den ich angedeutet. Auch irren Sie sich gewiß über den Geist unseres kleinen Adels. Er ist

nicht so blind, seinen eigenen Vortheil nicht einzusehen, und hängt viel weniger an einem leer gewordenen, und deßhalb auch unbequem gewordenen Titel, als Sie voraussetzen."

„Gut," sagte S...., „gesetzt es geschähe, glauben Sie wirklich, dann etwas aufgestellt zu haben, was zur Dauer bestimmt sey?"

„Was nennen Sie Dauer? alles Ding hat seine Zeit, nur das nächste mögliche Gute ist zu ergreifen, unsere Nachkommen mögen immer noch Besseres auffinden. Ich selbst kann mir allerdings noch einen Zustand weit höherer, humanerer, menschlicher Staatsbildung denken, aber der liegt gänzlich außer den Gränzen der Gegenwart. Wie viel Jahrhunderte müssen da erst vorüber rauschen! Wie viel Vorurtheile, wie viel geheiligte Sitten erst ihre Popularität verlieren — und das ist ja eben der ewige Fehler der Idealisten oder Ideologen, diese ungeheure Gewalt des Bestehenden

bei ihren Projecten ganz aus den Augen zu setzen. Sie sagen, dergleichen Revolutionen könnten nur plötzlich eintreten! Ein Thurm fällt allerdings plötzlich ein, aber erst, nachdem er lange Jahre hindurch nach und nach baufällig geworden ist, und wäre er schon eingefallen, so ist der gesunkene Coloß dennoch manchmal noch nicht wegzuschaffen.

Wie lange ist z. B. das Papstthum schon in der Idee vernichtet, und doch gibt es nach wie vor Päpste, wird deren auch noch lange geben. Welcher Gebildete sieht heutzutage nicht die Nichtigkeit leerer Titel, Orden u. s. w. ein. Kann man sie deßhalb abschaffen? Unmöglich!“

„Nun! und spricht das nicht eben gegen Sie?“

„Keineswegs, denn ich will den Adel nicht abgeschafft, sondern nur reformirt sehen, eben so gut wie Papstthum und Katholicismus reformirt worden sind. Der Ueber-

gang zu einer constitutionellen Regierungsverfassung ist aber der einzige mögliche Weg dazu, wenn anders die Macht ihn einschlagen will, in deren Händen bei uns freilich allein diese Möglichkeit ruht, und von der also die Initiative dazu ausgehen muß.“

„Ich begreife gar nicht,“ fuhr S.... abspringend fort, „warum man sich so sehr über dergleichen politische Formen den Kopf zerbrechen will. Ich behaupte geradezu: daß jede Regierungsform hinlänglich ist, wo das Individuum nicht gehindert wird, moralisch gut, und als ein ehrlicher Mann zu leben. Das ist doch die eigentliche Hauptsache, und wo also nur die Gesetze respectirt werden, und religieuse Duldung herrscht, finden wir einen solchen Zustand jetzt in Europa überall. Die verworrenen Begriffe unserer Tage von Freiheit, und die daraus folgenden übertriebenen Ansprüche, die jeder an das Leben macht, sind

der Hauptgrund unseres unruhigen und unseligen Zustandes. Es kann seyn, daß etwas weit Besseres daraus geboren wird. Wer kann soweit sehen! Fasse ich aber nur die Unheimlichkeit und Unbequemlichkeit der Gegenwart in's Auge, so dürfte eine Erziehung der Jugend, wie der Erwachsenen, die ausschließlich auf Gehorsam, Demuth und Beschränkung gerichtet wäre, vielleicht, so bitter die Medizin auch schmecken möchte, doch das beste Heil- und Beglückungsmittel für uns seyn. Darüber habe ich manchmal ganz eigene Gedanken! z. B. wie furchtbar schreit man nicht überall über Kasten und Kastengeist!

Es kömmt aber doch sehr darauf an, welcher Art beide sind. Kasten, wenn sie nicht gerade eine versteinerte Natur angenommen haben, wie in Indien, sind nichts als Classen. Wollt Ihr, Liberale, aber keine verschiedene Classen in der Gesellschaft dulden, warum hebt Ihr diese nicht

auch in den Schulen auf, und vergönnt Quinta und Prima sich ebenfalls zusammen zu emancipiren? Das ist unerzogene Jugend, sagt Ihr — aber die Menschen sind auch nur große Kinder, die ebenfalls fortwährend erzogen und gezügelt werden müssen. Die sich als zweckmäßig bewährenden Einrichtungen der Schule werden auch im Staate, mutatis mutandis, ganz gut thun. Warum also nicht auch dort verschiedene Classen, warum nicht Vorrechte der ersten, sobald nur die in den letzten sitzen, auch ohne Schwierigkeit in die ersten gelangen können, wenn sie sich gehörig dazu qualificiren? Hierdurch wird ja eben das Streben nach Fortschritt befördert, und die Vorrechte der Höhern nur von denen angefeindet werden, die sich unfähig fühlen, sie durch eigenes Verdienst zu erreichen.

Freilich, Ihr wollt keine gebor'ne Primaner, und darin scheint ihr in der Schule allerdings recht zu haben, aber alle Gleich-

nisse hinken. In der Schule sind die gebor'nen Primaner diejenigen, welchen der liebe Gott größere Talente als den Andern gegeben; im Staate gleichfalls die, welche mit größeren materiellen Mitteln geboren werden. Ihre Schule müssen aber doch beide erst durchmachen, ehe sie zur Ausübung ihrer Vorrechte gelangen. Nur keine gebor'nen Lehrer können gestattet werden, weil diese zugleich die Herren sind. Also erbliche Aristocratie wird Euch keinen Abbruch thun, aber erbliche Beamte, die wären schon schwerer zu ertragen, und doch scheint's bald, als wenn es auch dazu kommen könnte!"

„Bravo, lieber S...., das heiße ich doch einmal ordentlich in's Blaue hinein raisonnirt! Aber so unhaltbar und sich selbst widersprechend Ihr Schulgleichniß ist, so bin ich doch, weil wir einmal à tort et à travers schwärmen wollen, ebenfalls nicht recht mir mir einig: ob

Kasten, und zwar ziemlich abgeschlossene sogar, nicht in vieler Beziehung eine sehr zweckmäßige Einrichtung seyn könnten, und ob überhaupt zum ruhigen Glück der Gesellschaft die Freiheit der Individuen: Alles unternehmen zu können, was sie wollen — nicht nur in Hinsicht der Moral und der Sitte, sondern selbst im Lebensverkehr zweckmäßig zu beschränken wäre?

Nie hat z. B. ein Volk, und dieß in den Zeiten großer Rohheit und kindischen Aberglaubens, dennoch eine längere und größere Prosperität genossen, sich mehr in Künsten, Ackerbau, Gewerben und Krieg ausgezeichnet, als die alten Aegypter. So sehr Sie nun über die folgende Meinung spotten werden, und so wenig ich auch behaupten will, dergleichen sey jetzt wieder zu realisiren möglich, so möchte ich jenes von mir angeführte und nicht zu bestreitende Factum doch hauptsächlich der In-

stitution zuschreiben, nach welcher zwar alle Einwohner Aegypten's sich für gleich edel geboren hielten, dennoch aber das Volk streng in die vier verschiedenen Classen: der Priester und Gelehrten; der Landbauer und Hirten; der Krieger, und der Gewerbtreibenden erblich getrennt war. Der Staat ist eine Maschine, eine große Manufactur, und wie bei solchen dadurch, daß bestimmte Leute immer nur das Eine und Daßelbe von dem bezweckten Ganzen aufertigen, die größte Vollkommenheit im Allgemeinen erreicht, und die Industrie auf's Höchste gebracht wird — eben so wird auch im Staate Kraft und Ruhe vielleicht am sichersten erlangt werden, wenn Jedem darin sein (in der Begränzung immer noch ungemein weiter) Wirkungskreis, so zu sagen, angeboren wird. Hierbei könnte überdieß — jedoch nicht als Regel, sondern als Ausnahme — es dem Individuo nicht ganz verschlossen zu seyn brauchen, mit ge-

wissen Bedingungen von einem Stande zum andern überzugehen. Daß jetzt Jeder Alles ergreifen und verlassen darf, wie es ihm nur gelüstet, bringt wohl größtentheils jene Verwirrung hervor, welche der bei'm Bau des Thurms zu Babel gleicht, und deren einzelne Züge jene englische Carricatur des Zeitgeistes so gut darstellt, wo der Kutscher auf dem Bock, Mathematik studirend, umwirft; der Bauer, statt zu pflügen, auf dem Unkraute Jurisprudenz erlernt; der Bierbrauer als Senator fungirt; der Priester sich duellirt und Füchse jagt, und der Soldat ein Betbruder wird. Wir werden wohl noch Tolleres erleben, ehe es besser wird!

Man denke sich dagegen ein Volk in solche voraus bestimmte Classen geschieden; die nothwendige Vervollkommnung, welche sich, ihrem stets gleichen Wirkungskreise gemäß, in ihnen ausbilden muß; dieses

Reich ferner in Provinzen abgetheilt, die durch Nomarchen (heutzutage Präfecten oder Präsidenten genannt) regiert werden, welche nur dem König und seinem Rath verantwortlich sind (denn die für alle Administrationsangelegenheiten so verderbliche Centralisation und alles collegialische Wesen dabei wollen wir gern weglassen); dazu gute Communaleinrichtungen, und endlich eine aus jedem der verschiedenen Stände, und von ihnen gewählte Repräsentantenzahl, welche die königliche Gewalt moderirend, ihr zur Seite steht — und ich glaube wirklich, daß ein solcher Staat, selbst in unserer Zeit, alle Elemente der Macht und des Fortschrittes besser zur Hand, und in größerer Thätigkeit entwickelt, aufzuweisen haben würde, als gar viele heutige Reiche in ihrer beklagenswerthen und precairen Existenz. Beiläufig gesagt, möchte das einflußreiche Todtengericht, dessen wohlthätige Folgen für die allgemeine Mo-

ral Diodor so schön schildert *), und manche jener Beschränkungen, die in Aegypten

---

*) Ich kann mir nicht versagen, diese Stelle hier abzuschreiben, da sie auch auf uns noch heute vollkommen eben so gut, als auf die Griechen paßt:

„Wenn der Todte bestattet werden soll, so sagen dessen Angehörige den Begräbnißtag den Richtern an, und den Verwandten und Freunden desselben; sie melden Das mit den Worten: „es will .... (hier wird der Name des Verstorbenen genannt) über den See gehen.“ Da kommen dann mehr als vierzig Richter, die sich in einen Halbkreis setzen, auf einem Gerüste jenseits des See's, und nun wird der Kahn hinabgelassen, der für diesen Zweck von eigenen hierzu bestimmten Leuten gebaut ist. Es steht darin ein Fährmann, welchen die Aegypter in ihrer Sprache Charon nennen. Ist der Kahn in den See hinabgelassen, so steht es indessen nach dem Gesetze Jedem frei, den Todten anzuklagen, ehe der Sarg, in welchem er liegt, in den Kahn gebracht wird. Tritt nun ein Kläger auf, und beweis't, daß der Verstorbene lasterhaft gelebt, so sprechen die Richter ihr Urtheil,

den Königen auferlegt wurden, und die viel strenger waren, als es constitutionellen

---

und das feierliche Begräbniß wird der Leiche verweigert. Findet man aber die Beschuldigung ungegründet, so verfällt der Ankläger in schwere Strafen. Wenn sich gar kein Kläger zeigt, oder wenn Der, welcher auftritt, als Verläumder erkannt wird, so legen die Verwandten die Trauer ab, und lobpreisen den Verstorbenen. Von seiner Herkunft sprechen sie nicht, wie es bei den Griechen gewöhnlich ist; denn die Aegypter glauben Alle von gleich edler Abkunft zu seyn. Aber die Geschichte seiner Erziehung und Bildung von Kindheit auf erzählen sie, und beschreiben dann die Frömmigkeit und Gerechtigkeit, die Mäßigung und die andern Tugenden, die er im Mannesalter geübt; zuletzt rufen sie die Götter der Unterwelt an, sie mögen ihn in die Wohnungen der Frommen aufnehmen. Die Volksmenge stimmt in die Lobsprüche ein, und hilft den Todten verherrlichen, der nun in der Unterwelt mit den Frommen fortleben soll."

In dieser Sitte spricht sich ein gewisses Zartgefühl aus, und zugleich das Bestreben, das

Monarchen bisher zugemuthet wurde, nicht übel einzuführen seyn; wenn auch selbst der wüthendste Republikaner dieser Tage nicht so weit gehen würde, der Könige Diät nur auf Kalb- und Gänsefleisch beschränken zu wollen."

„Hole der Teufel alle Politik," sagte S... schaudernd, „wenn sie uns zu einer solchen

---

wirkliche Bewunderung verdient, ein freundliches und edles Betragen durch die Erinnerung an die Verhältnisse der Lebenden nicht nur, sondern sogar an die Ehre, welche dem Todten durch das Begräbniß wiederfährt, also durch alle möglichen Beweggründe zu empfehlen. Bei den Griechen beruht der Glaube an das Zukünftige, an den Lohn der Frommen, wie an die Strafe der Bösen, auf willkührlichen Dichtungen und entstellten Sagen. Daher können diese Vorstellungen unmöglich die Menschen auf den besten Weg leiten; sie werden vielmehr den Lasterhaften zum Gespötte, und man legt darauf einen sehr geringen Werth. Die Aegypter dagegen lernen nicht aus einer Fabel, sondern durch den

Diät führen sollte. Diese verrückten Aegypter müssen eine Ahnung von der Homöopathie gehabt haben. Uebrigens erinnere ich mich aus dem von Ihnen angeführten Diodor, daß sie vortreffliche Gesetze über die Aerzte hatten. Diese durften nämlich — wie auch später in Oesterreich den Feldherren nur nach den Dispositionen des Hofkriegsraths Schlachten zu liefern erlaubt

---

Augenschein die Strafe für die Bösen, und den Lohn für die Guten kennen; so werden denn diese sowohl als Jene täglich an ihre Pflichten erinnert, und darin liegt das kräftigste und sicherste Mittel zur sittlichen Veredelung.

Für die besten Gesetze aber können nicht diejenigen gelten, welche die Einwohner am reichsten machen, sondern welche die verträglichsten und die brauchbarsten Bürger bilden.

Leopold Schefer hat in seinen Gedichten ein „Todtengericht," worin die Verweigerung des Begräbnisses ergreifend dargestellt ist, und zeigt, wie schwer es seyn möchte, und doch wie nützlich, die Probe zu machen.

war — nur nach den festgestellten Vorschriften der Facultäten curiren. Starb der Kranke hiernach gesetzmäßig, so waren sie außer Schuld, heilten sie ihn aber auf illegitime Weise, gegen die gegebene Vorschrift, so verfielen sie in harte Strafe. Die Bevölkerung scheint übrigens eben so wenig dabei gelitten zu haben, als bei den verschiedenen Systemen, und dem unbeschränkten Monopol unserer heutigen Aerzte: nach jeder beliebigen Theorie tödten zu dürfen.

Diese Erinnerung an den Tod bringt mich aber jetzt mit einemmale auf etwas ganz Anderes, nämlich auf Geistererscheinungen, und da muß ich Ihnen denn sagen, daß mir diejenige, welche Sie im dritten Theile Ihrer Tutti Frutti zum Besten gegeben haben, obgleich etwas langweilig, dennoch viel Nachdenken verursacht hat.

Es ist mir nämlich in vergangenen Ta-

gen selbst etwas Aehnliches geschehen, auch mich hat eine Geistererscheinung von einem abgeschmackten Fehler gebessert, und auch ich weiß nicht, ob die Geister wirkliche, oder nur von mir selbst gemachte waren."

„Sie hatten eine Geistererscheinung?" frug ich verwundert, „nun, das muß etwas ganz Besonderes gewesen seyn! Bitte, erzählen Sie, darauf bin ich wirklich begierig."

„Ich versichere Ihnen, daß mir diese Vision gar lange Zeit nicht wenig Angst verursacht hat, obgleich sie allerdings keineswegs so sentimaler Natur als die Ihrige war. Also hören Sie:

Ich hatte in meiner frühern Jugend die Schwäche, sehr eitel zu seyn, wandte eine in's Lächerliche übertriebene Sorgfalt auf meinen Anzug, schminkte und schnürte mich, jagte stets nach neuen Moden, kurz beging alle Thorheiten, deren ein Narr dieser Art nur fähig ist. Einmal hatte ich mich auf einem Ball so knapp in meine Uniform

gepreßt, und um recht blühend auszusehen, mein Halstuch so eng gebunden, daß ich mitten im Tanze plötzlich bewußtlos niederstürzte, für todt weggebracht wurde, zu Hause zwar wieder zu mir selbst kam, aber in Folge dieses Zufalls in eine sehr schwere hitzige Krankheit verfiel.

Gegen das Ende derselben, als ich eines Abends ohne Schlaf mich auf meinem Schmerzenslager umherwarf, fiel mir sehr lebhaft ein Gespräch meiner verstorbenen Eltern ein, das mich zu jener Zeit besonders frappirt haben mußte.

Meine Mutter nämlich, die vor ihrer Verheirathung Hofdame gewesen war, erzählte, daß sie, so oft sie bei der Kaiserin früh den Dienst gehabt, des damaligen Costümes wegen, stets genöthigt gewesen wäre, die ganze Nacht vorher, fertig frisirt und angezogen, aufzusitzen.

„O," sagte mein Vater lachend, „das ist noch gar nichts, viel schlimmer waren wir

jungen Officiere bei'm Regiment Seydlitz d'ran, denn an den Paradetagen mußten wir die ganze Nacht vorher hängen."

„Wie, hängen, lieber Mann?" fragte meine Mutter verwundert.

„Allerdings, denn auf andere Weise war es völlig unmöglich, in die nassen und engen ledernen Beinkleider hinein zu kommen. Wir waren zufrieden, wenn wir nur in jeder halben Stunde einen Zoll tiefer eindrangen, bis es uns endlich gelang, auf Neptunischem Wege von außen und Vulkanischem von innen Fleisch und Bein und Leder zu einem untheilbaren Ganzen zusammenzuschmelzen."

Diese Geschichte also beschäftigte von Neuem lebhaft meine Einbildungskraft, ehe ich einschlief. Denken Sie sich nun meinen Schreck, liebster Freund, als ich mit dem Schlag Zwölf plötzlich aufwache, und in der Stubenecke meinen Vater in dem alten Seydlitz'schen Collet, gerade wie er

es beschrieben, in seinen Lederhosen hängen sehe, und dann, sich grinsend hin und her schaukelnd, mir zurufen höre: „Lieber Sohn, dieß sind die traurigen Folgen der Eitelkeit!“ Entsetzt drehe ich mich um, da sitzt auf der andern Seite des Betts meine Mutter, im breiten Reifrock, mit einer ungeheuren Frisur auf dem Kopfe, und sagt: „Lieber Sohn, sieh', was wir leiden aus Eitelkeit!“ Ich fuhr mehr todt als lebendig unter die Decke, so wie ich aber wieder hervor zu blinzeln wagte, sah ich auch wieder die beiden Gestalten respective hängen und sitzen, und dieselben, widerlich geplärrten Worte tönten von Neuem an mein Ohr. Dabei war es mir, ganz wie Sie es bei Ihrem Herzoge anführen, eben so unmöglich den geringsten Laut herauszubringen, um nach Hülfe zu rufen, und nicht eher, als bis der Hahn krähte, wo mein Vater eben den letzten Zoll seiner Hosen erreicht hatte, und meine Mutter sich zum

Lever der Kaiserin erhob, verschwand der entsetzliche Spuk.

Bald nach dieser Erscheinung half sich meine Natur. Ich genaß von meiner Krankheit, und war zugleich von aller Stutzerhaftigkeit für mein ganzes übriges Leben geheilt."

„Man sieht wohl," sagte ich lächelnd, „daß die Geister sich immer sehr gut nach der Individualität ihrer Kunden zu richten wissen. Nun will ich aber sogleich Ihre Erzählung mit einer andern, etwas ernster ausgehenden, Ahnung erwiedern, und dann, wenn Sie die Geduld noch nicht verloren haben, mit einer Wagner'schen Gespenstergeschichte, d. h. einer solchen, die natürlich erklärt wird, schließen."

S.... nickte beifällig mit dem Kopfe, und ich fuhr fort:

„Die Gräfin P. war eine höchst liebenswürdige und lebenslustige Dame. Ganz nach ihres Herzens Wünschen verheirathet,

aber lange kinderlos, hatte ihr Glück seit einem Jahre durch die Geburt zweier Knaben, Zwillinge, die selbst ihre Amme kaum von einander unterscheiden konnte, den höchsten Grad erreicht; und man kann denken, daß sie diese Kinder mit wahrer Leidenschaft anbetete.

Die Familie war eben aus der Residenz, mit einer kleinen gewählten Gesellschaft, wieder auf ihre Herrschaften zurückgekehrt, und residirte in einem alten Schlosse, von dem die Sage schon in früherer Zeit allerlei Gespensterisches verbreitet hatte.

Die Gräfin, welche durchaus an dergleichen nicht glaubte, bediente sich dieses Umstandes oft zu kleinen Neckereien, obgleich in Kurzem ein eben so unerklärliches als widersinniges Ereigniß sie selbst in ihren Zweifeln etwas wankend machte.

Die ganze Gesellschaft saß nämlich noch spät Abends am Camin versammelt, und wie es manchmal zu gehen pflegt, so trat

nach lebhafter Unterhaltung plötzlich eine schwühle Stille ein. In diesem Moment war es Allen, als ob Jemand ganz leise mit Filzschuhen bei ihnen vorbei durch die Stube gehe, und gleich darauf sah man einen Pfeilertisch, der am andern Ende des Zimmers stand, sich von selbst von der Wand ablösen, und wie durch die Luft einige Schritte weit auf die Gesellschaft zurücken. Alles sprang auf, doch ehe noch einer sich dem Tische zu nahen gewagt, ging dieser wieder, eben so ruhig wie er gekommen war, an seinen alten Platz zurück.

Dieser unbegreifliche Vorfall hatte jedoch durchaus weiter keine Folgen, und man vergaß ihn endlich, ohne sich ihn erklären zu können.

Unter mancherlei ländlichen Vergnügungen und Festen, bei denen der gastfreie Graf stets abwechselnde Gäste in seinem Hause bewirthete, verging der Sommer nebst ei-

nem Theil des Herbstes, und man hatte schon wieder die Vorbereitungen zur Abreise gemacht, als eines Abends die Gräfin eines neuen interessanten Buchs erwähnte, und begierig etwas daraus mitzutheilen, auf ihr Zimmer ging, um es selbst zu holen. Es dämmerte bereits, doch hatte man noch kein Licht angesteckt, als sie in den Saal trat, der zu ihrer Wohnstube führte. Heftig erschrocken blieb sie in der Thüre stehen, denn sie glaubte mitten im Saal zwei kleine mit schwarzem Tuch behangene Särge stehen zu sehen. Erschüttert eilte sie zur Gesellschaft zurück, theilte mit, was sie erblickt und bat ihren Mann nebst den andern Herren sie zu begleiten, um sich selbst von dem sonderbaren Umstande zu überzeugen.

Als die Herren an der Thüre ankamen, gestand Jeder, er sähe das Nämliche, doch müsse es Täuschung seyn — und als man nun nach Licht rief und die Sache näher

untersuchte, fand sich auch in der That, daß die Erscheinung, welche so vollständig Särgen geglichen, in Wahrheit nichts and'res war, als einige dunkle Kleider der Gräfin, die ihre Kammerfrauen auf zusammengestellte Stühle hier zum Einpacken ausgebreitet hatten. Man lachte nun allgemein über den ausgestand'nen Schreck, und zwei Tage darauf ward die projectirte Gebürgsreise angetreten, die man der Rückkehr in die Residenz vorangehen lassen wollte.

Nie war die Gräfin heiterer gewesen, als auf dieser Reise, die sie bald zu Wagen, bald zu Pferde, bald zu Fuße machte, und deren romantische Abwechslung ihrem Character so sehr zusagte. Da ward ihr Vergnügen auf die schmerzhafteste Weise durch einen Expressen unterbrochen, der einen Brief brachte, worin die Gouvernante der kleinen Grafen meldete, daß eine gefährliche Epidemie im Orte ausgebrochen sey, und ihre Pflegbefohl'nen gleichfalls davon er-

griffen schienen; doch, setzte sie hinzu, seyen alle Symptome höchst leicht, und hoffentlich die Gefahr schon wieder vorüber, wenn der Herr Graf und die Frau Gräfin zurückkommen würden. Sie habe es jedoch für ihre Schuldigkeit gehalten, bei Zeiten Anzeige von dem unangenehmen Vorfall zu machen.

Unglücklicherweise hatte der Bote, die Reiseroute der Gesellschaft nicht kennend, zuerst eine falsche Direction eingeschlagen, und war bereits sechs Tage unterwegs, ehe er sie antraf. Man beeilte sich nun um so mehr auf der Stelle aufzubrechen, die Gräfin natürlich in der schrecklichsten Unruhe über ihre heißgeliebten Kinder. Als wenn indeß Alles zur Verzögerung ihrer Reise beitragen sollte, brachen sie unterwegs noch den Wagen, und konnten, trotz aller Bemühung, nicht eher, als am Abend des folgenden Tages das Schloß erreichen. Es war wieder in der Stunde der Dämme-

rung, als die Gräfin aus dem Wagen sprang, und sich heftig vor den verstörten Blicken der Dienerschaft entsetzte? „Wo sind meine Kinder?“ schrie sie, und stürzte, ehe ihr noch Jemand folgen konnte, die Treppe hinauf. Der Graf, der ihr am nächsten war, hörte jetzt eine Thür gewaltsam aufreissen, ein herzdurchbrechenden Schrei, und gleich darauf einen dumpfen Fall. Als er hinzukam, lag die Gräfin ohnmächtig in der Saalthüre, und im Saale selbst standen, genau an derselben Stelle, wo er sie früher gesehen, zwei kleine Särge, dießmal aber — nur in zu fürchterlicher Wirklichkeit — das Liebste bergend, was er auf der Welt sein nannte!

Die Wahrheit dieser traurigen Geschichte kann ich mit jedem kleinsten Nebenumstande verbürgen. Dennoch gebe ich gern zu, daß der Zufall dabei, so gut wie irgend eine andere Macht, sein Spiel gehabt haben kann. Solche Zufälle bleiben indeß

immer fast eben so wunderbar, als jede andere Auslegung."

„Dergleichen Ahnungen bestreite ich durchaus nicht," sagte S...., „obgleich ich sie nur einer besondern physischen Disposition zuschreibe, von der wir zwar eben so wenig genaue Rechenschaft geben können, als davon, wie der Baum wächs't, wie wir überhaupt leben, mit einem Wort, wie Alles zugeht, was wir täglich mit Händen greifen — die aber eben deßhalb auch um nichts wunderbarer ist.

Solcher innern, aus uns selbst hervorgehenden Art sind, meiner Ueberzeugung nach, alle Ahnungs- und Geistergeschichten, sie haben Namen, wie sie wollen. Man hat zwar oft wegen der allgemein bei den Menschen verbreiteten Gespensterfurcht auch auf das wirkliche Daseyn der Gespenster schließen wollen. Mir scheint jedoch ganz mit Unrecht. Jeder Mensch fühlt seine Schwäche immittten einer räthselhaften, ihm ganz ver-

schleierten Natur, seine Ohnmacht gegen ihre positiven und negativen Kräfte. Dieß ist der Ursprung aller Art von Furcht, und die Personificirung dieser Agentien in Geister sehr erklärbar. Dazu kömmt noch, daß von jeher die scharfsinnigern und stärkern Menschen diese Disposition der Menge gemißbraucht haben, um sie durch solche mystische, unbestimmte Schrecken besser in ihre Gewalt zu bekommen. Die Priester aller Völker haben namentlich dieses große Mittel überall, bei den rohen Wilden wie bei den civilisirtesten Nationen, am besten auszubeuten verstanden. Sie und ihres Gleichen sind daher zum Theil die ächten Väter, mindestens Stiefväter, der Gespenster, und welche glänzende erfolgreiche Versuche dieser Art bietet ja gerade wieder die neuste Zeit!

Da Ihnen auf jedem Fall bei dieser Bemerkung die Seherin von Prevorst einfällt, und dieses Buch noch immer fortfährt, sich

einer großen Menge Anhänger zu erfreuen ich auch weiß, daß Sie selbst kein geringes Interesse daran nehmen, so verschmähen Sie es vielleicht nicht, mit anzuhören, was ich neulich in einer Anwandlung von Langerweile darüber niederschrieb?“

„Gewiß nicht,“ erwiederte ich, „obgleich das Thema allerdings zu den abgedroschensten gehört. Es freut mich aber schon, daß ein solches Buch doch so viel Eindruck auf Sie gemacht hat, um Sie zum Schreiben zu bewegen. Man darf, sehe ich wohl, an Ihrer Besserung noch nicht ganz verzweifeln.“

S.... kramte ein wenig in seinen Papieren und nachdem er einige Blätter hervorgezogen, begann er folgendermaßen:

Veraltetes, aber noch nicht Unnützes.

Schon seit der Zeit, als ich zuerst Fragmente aus der Seherin von Prevorst gele-

sen hatte, beschloß ich, mich fortan alles Unglaubens zu begeben. Es verwunderte mich seitdem weder, wenn eine alte Frau, in Ermang'lung der Kuh, aus einem Stricke sehr schmackhafte Sahne melkte; noch fand ich es befremdend, wenn ein Amulet so hartnäckig in der Stube herumlief, daß es wie eine Maus eingefangen werden mußte; oder silberne Löffel gleichfalls eine eigenmächtige Promenade in der Luft unternahmen; oder Jemand sich zur Veränderung einmal das Essen ganz abgewöhnte; oder auch, wenn er wegen zu vielen Essen einer Laxanz bedürftig wurde, diese schon dadurch erreichte, daß er einen Saphir an den Finger steckte — vollends so ganz geringer Dinge als Umherfliegen und Leuchten, oder sich mit fünfzig Pfund schweren Eisenstangen schlagen zu lassen, um der wollüstigsten Empfindungen theilhaftig zu werden — gar nicht einmal zu gedenken."

„Seitdem ich nun aber so gläubig

geworden bin, ist auch über mich selbst eine Art von Inspiration gekommen, und zwar eine sehr wichtige. Es erschien mir nämlich Niemand Geringeres als der Goldgeist in eig'ner Person, dessen übernatürliche Pracht zu beschreiben vergebens seyn würde. Er überreichte mir Herrn Professor Schmieder's Werk über Alchymie, und fügte einen höchst beherzenswerthen Wink hinzu: wie künstliches Gold annoch zu erzielen sey. — Das Mittel scheint überdem, gleich allen großen Erfindungen, über alle Maße einfach. Es beruht nur darauf: gewisse Metalle mit einem gewissen vegetabilischen Stoff in Verbindung zu bringen, wodurch sie ohne Weiteres Gold werden sollen, wie man auch bekanntlich bereits Indigo und Quecksilber schon zu einem wahren Amalgama vereinigt hat. Die bekannte rothe Tinctur der Goldmacher war nichts and'res. Es wird daher, nachdem man diesen Haupt-

punct kennt, jetzt nur noch die Kleinigkeit aufzufinden seyn: welches Metall, und besonders welche Pflanzen dazu nöthig sind?“

„Zu diesem Zweck verfehle ich nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß auf den Abhängen des Libanon sich eine besondere Ziegenart aufhält, mit schönem, seidenartigen Haar und sehr langen Ohren, deren Zähne durch eines der Kräuter, von denen sie sich nähren, vergoldet werden. Sapienti sat! Leute, die nun noch mehr von der Sache wissen wollen, oder vielleicht schon mehr davon verstehen, als ich, mögen also diese Offenbarung gehörig würdigen, und sollten sie bei weiterer Forschung dann wirklich so glücklich seyn, auf dem angegebnen Wege den Stein der Weisen zu entdecken — so bitte ich mir nur halb Part aus, und verspreche auch Alles auf's Beste anzuwenden, was man mir von dem leidigen nervus rerum zufließen lassen wird.

Ja, ich bin sogar der Meinung, daß die hieraus für mich entspringende Thätigkeit meinem innern Menschen immer noch zuträglicher seyn wird, als alle Verzückungen, die ich mir bei frommem Müßiggange auf mystischem Wege zu verschaffen suchen könnte; sintemalen dergleichen doch wohl hier in der Regel keineswegs unsere Bestimmung, sondern nur die Folge gewaltsamer und unglücklicher Ausnahmen, durch geistige oder körperliche Krankheit herbeigeführt seyn möchten. Wer jedoch — z. B. gemartert wird, und dann in eine Verzückung gerathen kann, die ihm Vergnügen statt Schmerzen verursacht, dem gönne ich sie natürlich von ganzem Herzen; nur in gewöhnlichen Verhältnissen scheint es mir eher sündlich als lobenswerth zu seyn, einem Zustande dieser Art nachzujagen, der niemals eintreten kann, so lange ein gesundes Gleichgewicht uns'rer Kräfte statt findet. Hier

zeigt sich nun leider, daß ich noch nicht ganz bekehrt bin. So kann ich unter andern bei aller gläubigen Disposition doch solche Dinge immer noch nicht glauben, die mir den liebenden Vater im Himmel wie einen grausamen Tyrannen hinstellen. Z. B. wenn Herr Kerner in der Vorrede zu seiner Seherin sagt: „Aber gingst Du im Gewühle „des äußern Lebens verloren, so wird doch „einmal eine Stunde kommen, wo Dir das „innere Leben aufgeht, und gebe Gott, „daß es nicht die letzte sey!“

Solche drohende Aeußerung riecht stark nach Inquisition und Pharisäismus, und könnte fast an der ehrlichen Meinung dessen irre machen, der sie auszusprechen wagt.

Ich glaube zwar gern, daß der menschliche Geist sich sein eig'nes Geschick bildet, ja Gott selbst, ohne der Seele eig'nen Willen, sie vielleicht nicht selig machen kann, aber anzunehmen: daß Gott nur diese kurze

irdische Lebensfrist, und nicht die Ewigkeit, zur immer noch möglichen Besserung oder Fortbildung gegeben, ja in einem andern Zustand uns diese Besserung sogar erschweren werde — scheint mir die größte Gotteslästerung; abgerechnet, daß jede Bemühung, durch solche Fictionen eine heilsame Furcht einzuflößen, keinen Segen bringt, indem eine aus Furcht hervorgehende Besserung ganz gewiß nur eine scheinbare, die aus Liebe entspringende aber allein die ächte seyn kann.

Auch jene oft wiederkehrende Ansicht: „daß der Mensch immer mehr von der Natur abgekommen sey,“ ist zum mindesten höchst einseitig aufgefaßt. Von der Natur kommen wir wohl nie ab, aber die Menschheit altert, so gut wie alles and're in der Natur, und kann daher jetzt nicht mehr dieselbe seyn, die sie in ihrer Kindheit war. In dieser und der vorher bemerkten Hinsicht nun wird es ziemlich problematisch,

ob ein Buch, in der Tendenz der Seherin von Prevorst geschrieben, eben weil es Furcht einflößen und durch diesen Hebel in einen dunklen und blinden Aberglauben zurückführen will (wenn auch in guter Absicht), nicht für exaltirte und schwache Menschen zu den gefährlichsten zu rechnen sey? obgleich es keineswegs zu den gehaltlosen gehört. Was mich betrifft, der sich nur an das Moralische desselben gehalten, so habe ich es von Anfang bis zu Ende nicht ohne Nutzen, ja oft mit wahrer Erbauung gelesen, und ich will daher gern ein Bekenntniß thun, das man schwerlich von mir erwartet, und zu dem ich selbst erst nach und nach, in ernster Prüfung des viel angefocht'nen Werks gekommen bin. Ich gestehe nämlich dankbar und offen: das Buch hat mich in mancher Hinsicht gebessert, ja überhaupt recht wohlthätig erweckt. Wenn auch weit entfernt davon, in Allem mit den Verfassern gleicher Meinung zu seyn,

wenn auch nicht selten auf starke Widersprüche stoßend, wenn auch überzeugt, daß Vieles, was in dem Buche zu beweisen gesucht wird, nur wohlgemeinte Sophismen sind, als unter andern die Stellen, Seite 242 und 283 und andere, wo man vermöge eines unpassendes Bildes darthun will: die Nacht stehe höher als der Tag, der blinde Glaube höher als das Wissen, die niedrigste Function der Seele sey das Denken u. s. w. *); obgleich endlich durch noch andere Aeußerungen sogar widrig afficirt, wie z. B. jene schon gerügte Stelle und das eben so strenge unberufene Richten Eschenmayer's (Seite 266 2te Ausgabe der Se-

*) So steht auch der nie irrende Instinct der Thiere in gewisser Hinsicht höher, als aller Verstand, denn er ist eine unmittelbare, untrügliche Gottesgabe, aber es hängt kein Verdienst daran. Das ist aber das große geistige Vorrecht des Menschen: durch das Denken, durch die Vernunft zum Glauben zu gelangen, nicht durch ein blindes Gefühl.

herin), so hat doch das edle und reine Streben, welches hell aus der Totalität des Werkes hervorleuchtet, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und in der Hauptsache (was ich nämlich für die Hauptsache halte) meine eig'ne Ueberzeugung gestärkt; denn auch vorher und immer habe ich das Gute, Schöne und Wahre innig geliebt und als Höchstes verehrt, aber ich habe doch keineswegs immer darnach gehandelt, und das Heilige blieb mir vielleicht, im Gewühl des Lebens noch mehr fern. Ich sehe ein, daß ich, und wohl gar Mancher meiner Mitmenschen mit mir, daß wir Alle, sage ich also, höchst ernsthaft über uns zu wachen haben, um nicht vom Schlamme der Welt langsam hinabgezogen zu werden, in eine Region, wo das Unheil wohnt, und daher mit angestrengtester Sorge dem Geiste seinen Standpunct „in den innern Kreisen," wie es die Seherin nennt, bewahren müssen, um selig werden zu können. Bin ich

nun zwar auch überzeugt, daß die göttliche Liebe ihrem Geschöpf in jeder Existenz und in jeder Zeit die Gelegenheit der Besserung, oder richtiger vielleicht Selbstbildung, in gleichem Grade offen läßt, so ist doch wahrlich auch jetzt keine Zeit dabei zu verlieren, da es wohl möglich seyn könnte, daß die Seele sich endlich im Pfuhl des Unreinen und Bösen in einem solchen Grade zu verkehren, im Stande wäre, daß sie sich zu allerletzt selbst gewissermaßen verdammte, selbst gar nicht mehr zum Lichte zurückkehren wollte. Und darunter verstehe ich die Sünde gegen den heiligen Geist, die nicht vergeben werden kann. Jede andere Auslegung dieser Stelle des Evangeliums scheint mir eine der Gottheit unwürdige.

Nach jener Ansicht wäre denn wohl auch die Hölle denkbar, und ihr Eifer, sich Proselyten unter den Geistern anzuwerben, nicht minder.

*

Daß ferner, bei allem Bestreben, würdiger zu werden, das Evangelium ein weit besserer Führer als alle andern philosophischen und religiösen Systeme sey, glaube ich ebenfalls, aber durchaus nicht mit Eschenmayer: daß dieses Evangelium die einzige Gnadensonne für das Universum sey, und vollends so ganz nur den Worten und der Form nach, wie es hier aufgestellt wird. Anders würde es lauten, wenn gesagt wäre: „die einzige Gnadensonne, die zum Heile führt, ist die, welche auch im Evangelio und zwar dort im reinsten Lichte strahlt.“ Aber daß g'rade diese Form die einzige im Himmel geltende Idee für die ganze Welt sey, scheint mir eben so unglaublich, als die ganz materielle Bekehrung sündiger Geister durch das bloße Anhören und Nachbeten biblischer Sprüche und geistlicher Lieder, die ihnen die Seherin vorsagt, worauf sie sie gleich einer Medi-

zin einschlucken, und dadurch sofort sichtlich lichter, und finaliter selig werden!!

Nein, so arm ist wohl der Himmel nicht, und schon hier hat der heilige Geist die ächte Gnadensonne in jeder Religion und in jedem Busen Dem enthüllt, der kindlich, nicht blind und ohne Denken, im Gegentheil mit allen Kräften seines Geistes zugleich, sie würdig aufzunehmen trachtet.

Darüber kann sich auch Niemand irren. Wer sich in seinem Innern ruhig und befriedigt fühlt, weil er aus, auf Gefühl, Vernunft und Nachdenken gegründetem Glauben, das Wahre, Gute und Schöne für sein ächtes Element hält, und darin in Demuth und inniger Liebe zu Gott noch weiter dem Heiligen zustrebt, der ist schon hier glücklich und auf dem Wege, zu noch höherer Seligkeit, die schriftliche oder traditionelle Lehre, der er folgt, komme von wem und woher sie wolle.

Wie geht es nun zu, daß im Sonnen-

kreise der Seherin, von dem doch gesagt wird: daß darin genaue Rechnung über das moralische Leben des Individuums gehalten und zu seiner Zeit im Lebenskreise verzeichnet werde — dennoch durchaus nichts dergleichen anzutreffen ist, sondern nur ganz triviale Bemerkungen über ihr körperliches Befinden? Ueberhaupt waltet hinsichtlich dieser Krankheit ein merkwürdiger Egoismus bei der Seherin vor, denn sobald es ihrem Körper im Geringsten schadet, weis't sie die armen, nach Erlösung schmachtenden Geister immer sehr cavalièrement ab, läßt sich auch selbst im Suppenessen nicht von ihnen stören, jammert über ihre höchst lästige Zudringlichkeit, ja verschweigt sogar ihre dringendsten Aufträge, bloß aus Besorgniß: man werde hier darüber spotten. Das kömmt mir sehr hart vor, und unmöglich kann ich doch annehmen, daß durch die magnetische Behandlung und während derselben der Seherin Moralität ganz aus

dem Spiele bleiben sollte, denn sie war sich ja fortwährend selbst bewußt, ja im gesteigerten Grade, und folglich doppelt zurechnungsfähig. Wenn es sich aber um eine so ungeheure Sache handelt, als einem Menschen die ewige Seligkeit zu verschaffen, so gehört kein kleiner Egoismus dazu, die Sache mit so viel nonchalance zu betreiben. Ich wünsche hierüber Belehrung, denn so manche Täuschung und Leichtgläubigkeit bei dieser merkwürdigen Geschichte auch mit unterlaufen mögen, so oft nur Bildliches für Realität genommen wurde, so sind doch auch die tiefsten, auffallendsten Andeutungen die Fülle darin, welche der redliche Forscher nicht zurückweisen darf, und die selbst in keiner Art dem vernünftigsten Denken widersprechen; ja selbst die Möglichkeit, daß sogenannte Geister, mit andern Worten doch nur: von den Menschen verschiedene und gewöhnlich nicht sichtbare Wesen, dennoch in uns'rer

Nähe existiren und unter gewissen Bedingungen mit uns verkehren, ja auch wohl dabei ganz ordinaire Handlungen begehen könnten, wie z. B. einen Löffel unsichtbar wegzunehmen u. s. w. ist eigentlich nicht mit Vernunftgründen g'radezu zu bestreiten. Verschieden möchte es sich indessen mit jenen Geschichten, und daraus abgezogenen Folgerungen, verhalten, die man aus innern Gründen für unglaublich erklären muß, weil sie unsinnig sind; obgleich leider der Mensch überhaupt bei allen Religionen und Religieusen, dem Heiligsten stets auch Absurdes angehängt hat. Darum sagt die Bibel:

„Prüfet und das Beste behaltet!“ — Sie will also ebenfalls keinen blinden Glauben. Die außerordentliche Trivialität der Geister stört mich am wenigsten, ja ich muß offen bekennen: daß es g'rade diese Gemeinheit ist, welche mich an sie glauben machen könnte, weil es mir immer ir-

rationell vorgekommen ist, einen so gewaltsamen Sprung nach dem Tode anzunehmen, der aus einem ganz sinnlichen, rohen und gemeinen Menschen, wie wir deren hier ja leider täglich in der Mehrzahl sehen (und selbst leider viel Werg am Rocken haben), plötzlich einen erhab'nen Geist machen soll! Wenn etwas unsinnig ist, so ist es dieß, daher mir auch noch keine gemachte Geistergeschichte die anspruchslose Naivität der Prevorst'schen Geister zu erreichen scheint, obgleich einige Autoren, z. B. der selige Spieß, ihnen sehr nahe gekommen sind. Unschuldige Gemüther finden auch dergleichen Romane mit Recht sehr ergötzlich, und werden gewiß an ihrer Moralität keinen Schaden dadurch erleiden. Das könnte wie Spott klingen, und ich stelle es auch eben nicht in Abrede, daß man über die Aventüren der Seherin, so wie zum Theil auch über das Benehmen ihrer gläubigen Umgebungen oft

wider Willen in lautes Gelächter ausbrechen muß, aber die Glaubwürdigkeit dieser Begebenheiten hat dadurch, in meinen Augen wenigstens, nicht im Geringsten gelitten; denn wieviel, ich wiederhole es, ist hier auf dieser Welt nicht albern, und gibt es überhaupt eine persönliche Fortdauer (was doch ein fast unbesiegbares Gefühl in uns andeutet), so ist es ganz gewiß und nothwendig, daß auch dort auf der nächsten Welt unterster Stufe, ebenfalls noch viel Albernheit herrschen muß. Hierin ist also der Tact der Seherin bei ihren Visionen jedenfalls höchst richtig.

Eben so erscheint es mir ganz plausibel, daß der Nervengeist, so zu sagen, einen Abdruck, oder schattenartigen Kern des Körpers mit nimmt und jenseits wieder producirt, aber daß er dieß auch von den Kleidungsstücken, die der Körper nicht einmal im Tode, sondern während des Lebens

gewöhnlich hier getragen, im Stande ist, wird schon schwerer zu begreifen.

Für die Klugen und Ehrlichen hat aber, wie schon erwähnt, neben diesem lächerlichen Elemente, das Buch wahrlich auch einen sehr ernsten Inhalt, und wie in aller irdischen Welt, spiegelt sich auch in ihm das Höchste neben dem Niedrigsten ab. Wer das Letztere nun nicht glauben kann, der halte sich daher nur an das Erstere, und dieß gewiß zu seinem Heil. Ich habe wenigstens so gefühlt, als ich es las; wobei mich überdem die Geschichten, als Poesie, unterhielten, und dieß um so mehr, weil ich ihnen in vieler Hinsicht mehr Glauben schenke, als Andere zu thun geneigt seyn möchten. Einen Scherz darüber halte ich aber deßhalb auch noch für keine Sünde, besonders da ich aus triftigen Gründen weiß, daß von der guten Gesellschaft des Zwischenreichs Frau H. sich leider keines einzigen Besuchs zu erfreuen

hatte. Sonst würde man sich bald überzeugt haben, daß nicht alle Verstorbene im Hades so ausgezeichnet alberne Teufel sind, als der größte Theil derjenigen, welche uns hier bekannt werden.

Um der Sache ganz auf den Grund zu kommen, sollte Herr Dr. Kerner eine Reise nach Constantinopel machen, und dort einmal eine Mahomedanerin in hellsehenden Zustand zu bringen suchen. Es möchte dann wohl 10 gegen 1 zu wetten seyn, daß in diesem Falle die Sonnambüle, wie die ihr erscheinenden Türkengeister, den Koran und Muhammed als eben so infaillible und ausschließliche Mittel zur Seligkeit angeben würden, als sie Frau H. in der Bibel und Christus findet — das gesteigerte religieuse Gefühl, die innige Anbetung und Liebe zu Gott dagegen würden gewiß die nämlichen seyn.

Soll ich resumiren, ganz reinen Wein einschenken, wie man zu sagen pflegt, so

ist meine Ansicht der Geschichte der Seherin von Prevorst diese:

Wie schon im gewöhnlichen Traume oft Wahres und Falsches mit einander Hand in Hand gehen, und Vieles schon darin uns unbegreiflich bleibt, so ist es auch im magnetischen Traume, nur mit dem Unterschiede, daß dort durch eine besondere, unendlich gesteigerte Nervenaffection, deren ganzer Verlauf und Grund uns bis jetzt ein Geheimniß geblieben, wirklich solche Dinge, die bisher für wunderbar oder unmöglich galten, nun möglich und wahr werden; wie z. B. das Fernsehen, Lesen mit geschloss'nen Augen, Kundthuung zukünftiger Dinge (wiewohl immer in einem sehr engen, die Persönlichkeit der Seherin betreffenden, und aus ihr allein hervorgehenden Kreise), Blicke in eine vorher dem Individuo unbekannte Vergangenheit, vielleicht selbst das Reden fremder Sprachen u. s. w. Neben diesem Reellen, was ich der

Kürze wegen als erwiesen zugeben will, bildet aber die Krankheit, und eine solche ist es, auch Falsches, ja Abgeschmacktes daneben, das zugleich, sehr naturgemäßerweise, seinen ganzen Anstrich und Färbung von der Bildungsstufe des magnetischen Individuums selbst annimmt.

Es ist also sehr möglich, daß die Seherin in ihrem Schlaf eine uns nicht zu erklärende Kunde, z. B. von dem alten Bürgermeister Bellon bekam, diese alte Thatsache gleichsam in den Spiegel ihres Traums nach Traumesart hineinfiel; sie eben so das Actenstück in jener andern Sache im Gerichtshause ganz richtig gesehen hat, und dennoch das Uebrige, was ihr Traum, im Sinne ihrer individuellen Ansichten und Lieblingsneigungen, darum her gebildet hat, nämlich die Geister, und ihre durch sie practicirte Erlösung, ein bloßes Schaumbild waren; eben so wie jede gewöhnliche Traumgeschichte, ohngeachtet eine Menge

wirklich existirender Gegenstände darin vorkommen, deßwegen nicht um ein Haar breit glaubwürdiger wird, sondern im Ganzen doch immer nur ein phantastischer gehaltloser Wahn bleibt. Es wäre also eine seltsam unlogische Behauptung zu schließen: Weil einiges uns Unerklärliche in der Geschichte der Seherin als erwiesen zu betrachten ist, so muß das Ganze wahr seyn! Ich folge lieber Herrn Kerner's eig'ner Ansicht über die Erscheinungen, die Blake und Nikolai hatten. Er meint: „viel möge hier Täuschung, aber doch auch einige ächte Gespenster darunter gewesen seyn." So sage ich auch über Herrn Kerner's Buch: Manches ist schön darin, Manches mag wahr darin seyn, aber das Meiste bleibt Unsinn, und dieses kann man daher, mit eben so vielem Rechte, ein Hereinragen der Narrenwelt, als der Geisterwelt, in die uns're nennen.

Was nun die vielen übrigen Gespenstergeschichten betrifft, deren große Aehnlich-

keit die Wahrheit der Prevorst'schen beweisen helfen soll, so ist dieß ein sehr schwaches Hülfsmittel, denn abgerechnet, daß hier Lüge und Wahrheit schwer zu unterscheiden sind, so waren Diejenigen, welche solche Spukereien gesehen haben wollen (Herr Kerner selbst nicht ausgenommen), allzusammen in einem mehr oder weniger analogen Zustande krankhaften Nervenreizes, und es ist also höchst natürlich, daß sie unter ähnlichen Verhältnissen und unter den allerdings noch nicht erklärten Einflüssen eines Kranken auf den Andern, auch Aehnliches haben sehen müssen, wobei denn gewiß die Ansteckungstheorie in vielfachen Beziehungen gar nicht ohne Grund seyn mag. Alles aber, was diese Geisterseher bisher geschaut, bewegt sich leider immer nur in einer gemeinen und trivialen Welt, so daß die Geister in Fleisch und Bein gehüllt, uns schon ganz anders wichtige Dinge offenbart haben. Erschiene einmal nur

einer Hellseherin ein Geist, der ihr ein Buch dictirte, wie z. B. wie Professor Hartmann's „Geist des Menschen" ist, so könnte man mit Freuden daran glauben: daß dieß die Verkündigung eines schon höher geläuterten Wesens sey — so lange diese Geister uns aber nur, wie die Prevorster Bösen, mit Kalk und Unrath bewerfen, oder, wie die Prevorster Guten, in Faltenkleidern Lieder aus dem würtemberg'schen Gesangbuche vorsingen, lassen wir solchen Pöbel des Geisterreichs lieber in seiner Ruhe, und begnügen uns mit dem, was wir schon auf dem gewöhnlichen menschlichen Wege erlangen können. Um dergleichen Resultate willen ist es wahrlich noch nicht nöthig, die Vernunft für eine bloße irdische Anstalt, das Denken für die gemeinste Function uns'rer Seele, und die Gefühle auf der Herzgrube für das einzig Heilige anzunehmen. Die Tugend ist die Hauptsache. Concedo — das lehrt uns

auch die so gering geschätzte Vernunft, und Dank sage ich, g'rade in ihrem Namen, aus vollem Herzen dem Doctor Kerner für so manches Schöne und Herrliche in Prosa und Versen, was mich in seinem Buche erfreut und gerührt hat, aber dann trennen wir uns gänzlich — denn Vernunft, Verstand und Wissen sind mir allesammt zu edle Dinge, um nicht mit Zuversicht hoffen zu dürfen, daß sie auch sämmtlich einer fernern Ausbildung jenseits fähig seyn sollten; ja eine Billion Prevorst'scher und and'rer Geister werden mich davon nicht abbringen, und ich hoffe zum gütigen Gott, deßhalb auch weder ewig verdammt zu werden, noch mich Jahrhunderte lang im Zwischenreich langweilen zu müssen, bis es einer Schlafwachen gefällt, sich en passant mit meiner Erlösung abzugeben, während sie sich selbst dabei Medicin verschreibt, oder in guter Ruhe ihre Suppe ißt."

„Nun,“ sagte S....., indem er sein Blatt hinlegte, „sind Sie meiner Meinung?“

„Zum Theil, aber ich dächte, Sie stellten sich in Ihrer Schrift etwas süßer an, als sie eigentlich sind. Einigemal mußte ich heimlich lachen, denn Sie kamen mir ganz wie der Wolf im Schaafspelz vor, der sich zuweilen vergißt und herausbeißt.“

„Ich weiß, daß Sie scherzen, sonst brächten Sie mich ernstlich in Harnisch; denn Sie kennen mich wohl genug, um vorauszusetzen, daß Heucheln jeder Art mir fremd ist. Wo ich mich positiv ausspreche, rede oder schreibe ich nie anders als ich denke. Aber freilich, meine Ansichten und Gedanken sind nicht immer g a n z gleich, und ich habe darin etwas vom Dichter an mir, daß ich mich in sehr verschied'ne Standpuncte manchmal so lebhaft hineindenken kann, daß ich sie irrthümlich eine Weile

für meine eig'nen ansehe. Wäre das nicht, Sie hätten mir ja nie das Amt ertheilt, worin ich bei uns'rer verehrten Gesellschaft angestellt bin. Wenn Sie mich, mit liebenswürdigem Spott, Ihren Denker nennen, so ist es nicht der tiefe und schwere, den Sie haben wollen, sondern der leichte und bewegliche, gewissermaßen eine zweite (allerdings weniger ergötzliche) Edition der ehemaligen Hofnarren, von denen man eben keine strenge Consequenz verlangt, und ein Wort zuviel, leichter vergibt, als eine Thorheit zu wenig. — Aber Sie haben mir noch eine Geistergeschichte versprochen, und ich halte Sie bei'm Wort."

„Diese ist kurz und wird bald erzählt seyn:

Auf dem Schlosse des Grafen van der N.... in Holstein gab es ein Zimmer, das schon seit einigen Jahren von den wenigen Bewohnern ängstlich geflohen ward, weil man jedesmal um die Zeit der Mitternacht

daselbst ein höchst klägliches schaudererregendes Geheul vernahm, das ganz dem Jammergeschrei eines Menschen glich, der gewaltsam ermordet wird. Es dauerte, wie man erzählte, nur ohngefähr eine Minute lang, und hörte zuletzt, wie mit einem in Todesnacht versinkenden, schmerzlichen Seufzer auf.

Die Herrschaft hatte nie auf dem Schlosse gewohnt, es fügte sich aber g'rade jetzt, daß der Besitzer, der eben seine Gemahlin verloren hatte, um sich von traurigen Erinnerungen zu befreien, es für eine Zeitlang zu seinem Aufenthaltsort ausersah. Durch einen eig'nen Zufall bestimmte er g'rade das verrufene Zimmer zu dem seinigen. Der Castellan unterstand sich zwar, etwas von dem darin statt findenden Spuke zu äußern, doch der Graf erwiederte mit einem trüben Lächeln, daß er auf so etwas nicht achte, befahl, die besten Meublen

unverzüglich daselbst aufzustellen, und Alles so bequem einzurichten, als es in der Eile möglich sey.

Nachdem er gespeis't, ging er sogleich herauf, und legte sich, da er von der Reise sehr ermüdet war, zeitig zu Bett.

Indeß mochte doch die Erzählung des Castellans nicht so ganz unwirksam geblieben seyn, denn gegen Mitternacht erwachte er, und kaum hatte die alte Thurmuhr zwölfmal mit dröhnendem Tone ausgeschlagen, als, scheinbar ganz nahe bei ihm, das grausenhafte Geheul ertönte, immer entsetzlicher ward und dann, nach und nach abnehmend, wie hinter der Wand verhallte.

Der Graf sprang erschrocken auf, klingelte seinem Diener; die Stube, alle Nebenzimmer wurden auf's Genauste durchsucht, aber nicht das Mindeste, was Anlaß zu dem Gehörten geben konnte, gefunden, und dem Grafen blieb nichts übrig,

als sich wieder niederzulegen, und so gut er konnte, den Schlaf zurückzurufen.

Nachdem am folgenden Morgen die Untersuchungen von Neuem, wiewohl eben so fruchtlos, wiederholt worden waren, ließ der Graf zur nächsten Nacht verschied'ne Personen in allen Nebenzimmern, so wie im Corridor, als Wachen aufstellen, und hoffte nun der Sache dadurch ein Ende gemacht zu haben. Doch begab sich Alles g'rade so wie vorher, und blieb eben so unbegreiflich. Mehrere Tage vergingen auf dieselbe Weise, mit unermüdeten Versuchen zu einer Entdeckung des sonderbaren Klagegeschreis, doch auch nicht die leiseste Spur einer Erklärung zeigte sich. Der Graf, ein sehr herzhafter Mann, erklärte endlich, daß, wenn der Geist nicht weichen wolle, er es eben so wenig thun werde, und seine Wohnung behauptend, gewöhnte er sich zuletzt so sehr an die stets

wiederkehrende Erscheinung, daß er kaum darauf mehr achtete.

So vergingen zwei Jahre, und mehrere Bekannte, die im Verlauf dieser Zeit den freiwilligen Einsiedler besuchten, hörten öfters mit ihm das Nämliche.

Da starb ein steinalter Secretair des vorigen Grafen, der schon längst, halb contract und fast kindisch, sein Dachstübchen, das er über dem Zimmer des Grafen inne hatte, nicht mehr verlassen. Und mit seinem Todestage — verschwand auch der Spuk plötzlich, ohne sich seitdem je wieder hören zu lassen.

Einige Zeit darauf sollten die Meublen des alten Mannes verauctionirt werden. Zufällig erfuhr der Graf, daß eine seltsame alterthümliche Stutzuhr darunter befindlich sey, und da er dergleichen Antiquitäten sehr liebte, befahl er, sie für ihn zu erstehen. Dieß geschah, und die Uhr wurde, nachdem der Kammerdiener sie sorgfältig

aufgezogen, auf sein Verlangen in seiner Stube und nahe an seinem Bette aufgestellt.

Wie entsetzte sich der arme Graf aber, als um Mitternacht wieder das alte Geheul, nur noch furchtbarer und lauter als früher, von Neuem ertönte. Aus dem Schlafe auffahrend sprang er, entsetzter als das erstemal auf, überzeugte sich aber auch fast augenblicklich, bei'm Scheine des Nachtlichts, daß es die Uhr seyn müsse, von der der Lärm ausgehe. Dieß war auch der Fall, und zwar in Folge eines seltsamen Verirwerks, das Niemand vorher in ihr geahnet.

Ob der alte Mann ein schadenfrohes Vergnügen an dieser Sache absichtlich unterhalten, oder ob er in seinem kindischen Zustande von der Voraussetzung eines vermeintlichen Spukes im Schlosse nie etwas gehört, selbst aber zu sehr an das Spiel

seiner Uhr um Mitternacht gewöhnt war, um noch etwas Auffallendes darin zu finden, ist nie genau ermittelt worden.“

„Wie viele angebliche Geister mögen eben so materieller Natur seyn,“ sagte S....., „doch beweisen sie freilich eben so wenig etwas dagegen, als die unerklärten dafür.“

„Ich für meine Person ziehe aber jedenfalls immer die Letztern vor, der Effect, der davon zurückbleibt, ist weniger nüchtern.“

„Es geht mit den Gespenstern in dieser Hinsicht wie mit den Religionen. Je gläubiger der Fanatismus, desto besser! Als ich in Rom war, wurde der Fürst B.... aus falsch verstandenem Religionseifer katholisch, und zugleich närrisch. Er quälte sich seitdem mit der sonderbaren Idee: ob er ein Mönch oder eine Nonne werden sollte, und frug uns sehr ernsthaft deßhalb um Rath. Ich schlug ihm vor, etwas ganz Neues, noch nicht Erhörtes zu stiften, und

ein Nonnerich zu werden, beiläufig gesagt, ein von mir erfund'ner Name, den Sie mir in Ihren Briefen gestohlen haben. Er ergriff dieß mit Feuer, ging nicht mehr aus seiner Stube, trug ein von Mönchen und Nonnen zugleich entnommenes Costüm, und gab lange, unter dieser abentheuerlichen Rolle des Nonnerichs, uns'rer lustigen Gesellschaft Gelegenheit zu den lächerlichsten Mystificationen."

„Man muß sagen," erwiederte ich, „Ihrem Rathe zu folgen ist einladend! Sie mögen manchen armen Teufel in dieser Art auf dem Gewissen haben."

„O," sagte S..... lachend, „mit Unterschied. Habe ich Ihnen selbst nicht den vortrefflichen Rath gegeben, Ihre tutti frutti zu schreiben, und habe ich nicht sogar eine gute Portion von dem Meinigen noch großmüthig dazu geliefert?"

„Ja es ist mir auch schlecht genug be-

kommen. Ich danke Gott, daß ich dem Ende des letzten Theils nahe bin, und von Ihnen und den übrigen bösen Geistern, die daran helfen, nichts mehr darin vorkommen wird; denn der Berliner Sonntagsgast hast uns bereits Alle solenniter in den Bann gethan. Hier, sagte ich, und übergab S..... ein großes Couvert mit einem officiellen Siegel, worauf Herz, Kreuz und Rosen prangten, mit der geistvollen Umschrift:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unter'm Kreuze steht.

„Was soll ich damit?“ frug S....., dem schon bange zu werden anfing.

„Oeffnen Sie, und lesen Sie vom Anfang bis zu Ende die darin enthaltene Nummer 11 vom Jahr 1834, die mir für Sie zugeschickt wurde.“

„O Himmel! strafen Sie mich nicht so

hart. Was enthält sie denn Interessantes für mich?“

„Daß Sie von jedem unnützen Worte Rechenschaft geben sollen, was in unserm Buche steht.“

S..... verstummte.

Nro. 65.

Ich höre so oft, wenn von Romanen oder Schauspielen die Rede ist, sagen: Diese und jene Charactere sind doch nicht im Geringsten gehalten!

Man versteht aber hierunter meistens etwas, was gar nicht die Natur eines Menschen, sondern nur die eines Automaten ist — denn wo findet man den lebendigen Menschen, der nicht hundertmal aus seinem Character fiele, wenn man einen so festen Maßstab als eine Elle an ihn legen will.

Ein dergleichen regelmäßig gehalt'ner, aus bloßer Reflexion abstrahirter Character bleibt immer hölzern, während der wahre Dichter, den nur Inspiration leitet, auch allein wahre Wesen schafft, und sich dennoch, oder vielmehr eben deßhalb, die größ-

ten Freiheiten mit seinen Helden heraus-nehmen darf.

Eben so geht es auch mit dem Schau-spieler. Je vielseitiger er einen Character aufzufassen im Stande ist, je reicher und wahrer wird seine Darstellung seyn, ja man wird genug Gelegenheit haben, zu bemer-ken, daß er da oft den höchsten Effect, den Glanzpunct seines Spiels hervorbringt, wo er eben scheinbar aus der Rolle fällt, d. h. wo er die ganz unerwartete Seite, und nicht geahnete tiefe Verwickelung eines Characters durch eine glückliche Wendung plötzlich an's Tageslicht treten läßt. Der beste Dichter, um an ihm diese Wahrheit zu studiren, ist Shakespeare; Schauspie-ler, die sie illustriren, haben wir leider nicht mehr. Miß Oneil und die Bethmann, Iffland und Fleck waren von dieser Art.

Nro. 66.

Ein neues Buch über Selbstunterricht im Reiten, aus dem Englischen höchst possierlich übersetzt, ist so gewissenhaft genau, daß es selbst folgende Anweisung enthält:

„Die auf Reitbahnen gewöhnliche Sitte, daß der aufsteigende Reiter zuerst den Anwesenden ein Compliment macht, kann bei'm Selbstunterricht, wo man allein ist, wegfallen.“

Eine andere Stelle, die Anschirrung des Pferdes betreffend, ist folgendermaßen übertragen:

„Schwanzriemen. Ein Finger wird erlaubt, um darunter spielen zu können.“

Nro. 67.

Wie dem Don Quixotte, erscheinen auch mir die Windmühlenflügel als etwas Ominneuses! Nicht aus Besorgniß, mit ihnen in Collision zu kommen, sondern weil der Gedanke etwas Höllisches für mich hat: daß sie sich ewig mit reissender Schnelle folgen, ohne sich je erreichen zu können. Ich werde darüber sentimental, und sie kommen mir vor wie das Bild unglücklicher Liebe zu ewiger Sehnsucht verdammt!

Nro. 68.

Jemand sagt sehr richtig: „Charactere, die mehr Seele und weniger Geist haben, bleiben Dem, was sie ergriffen, bis zu seinem gänzlichen Untergange treu, und opfern sich selbst, wenn alle Hoffnung verloren ist; um aber große Charactere zu fesseln, müssen noch Elemente des Gelingens vorhanden seyn. Ohne diese hört selbst das Interesse daran bei ihnen auf.“

Dieß ist auch der Grund, warum Napoleon nach Waterloo so handelte, wie er gehandelt hat, und sich nicht, wie Lord Byron lächerlicherweise wollte, den Tod eines unglücklichen Spielers gab. Es war dieß nicht Schwäche, es war Größe!

Nro. 69.

Die stärksten Zeiten waren immer fromm. Aber auch der Gehorsam, die Aufopferung blüht nur in den starken Zeiten. In den erschlafften will man nicht mehr gehorchen, und versteht auch nicht mehr zu befehlen. Daraus entsteht denn nothwendig Anarchie. Welches seltsame Schauspiel bietet in dieser Hinsicht Frankreich jetzt dar. Auf der einen Seite zeigt es uns einen König, der, seit er auf dem Throne sitzt, fortwährend Einzelne seiner Unterthanen bei den Gerichten injuriarum belangt, und selten Recht dabei behält; auf der andern Seite ein Volk, das erklärt: es wolle zwar eine Monarchie aber nicht Unterthan des Königs seyn — ja es müsse, nach dem Grundsatz der Volks-Souverainität, sowohl der Nation in Mas-

se, wie jedem einzelnen Individuo frei stehen, einem andern Könige zu huldigen, wenn es diesen vorziehe; und Gerichtserkenntnisse haben diesen Grundsatz sanctionirt!

Das ist die Nation, die sich die gebildetste in Europa nennt und es in vieler Hinsicht wirklich ist! Hier sieht man recht, welchen unsinnigen Wirrwarr, auch bei den geschicktesten Leuten, eine falsche Stellung hervorbringt. Frankreich hat nur zwei Wege vor sich: Es muß den Grundsatz der Volks-Souverainität aufgeben, und freimüthig entweder zu einer wirklichen Monarchie zurückkehren, das Oberhaupt sey, welches es wolle, oder zur Republik übergehen. Eher wird es weder Ruhe, noch Dauer wieder erlangen können.

Spanien kann vielleicht einst zum zweitenmale die erste Rolle in Europa spielen,

wenn es ihm gelingt, seine unglückliche religieuse Richtung mit dem verzehrenden Ungeziefer seiner Priester und Pfaffen los zu werden. Dieser Nation ist es dann vielleicht beschieden, das gesuchte Gleichgewicht wieder herzustellen, welches jetzt überall gefährdet erscheint. Denn in Spanien allein ist eben das Volk, der sogenannte gemeine Mann, der beste Theil der Nation; ein Volk, das mehr als alle übrigen, Treue, Gehorsam und Liebe als innerstes Wesen seiner Natur bewahrt hat, und eben deßhalb so schwer nur zu reformiren, so langsam selbst von seinen thörigsten Vorurtheilen zu befreien ist.

Nro. 70.

Wie sich die Zeiten ändern! Ehemals trugen nur die Vornehmen und Ritter Schnurrbärte, dann nur Husaren und Kutscher, heutzutage vorzugsweise Ladendiener und Handwerksburschen. Eben so legen die Türken ihre ehemaligen Bärte ab, und die Saint-Simonisten sie an.

Nro. 71.

In mehreren Provinzen Frankreichs wird der Caffee aus Schüsseln mit Eßlöffeln gegessen, in Deutschland nippt man ihn aus kleinen Tassen, in England aus großen, und in Italien trinkt man ihn aus Biergläsern. Auf jede Art schmeckt er in der That bedeutend anders, denn das Wie ist fast eben so wichtig, als das Was. Aus diesem Caffeesatz könnte man wahrsagen!

72.

Um uns gleich höher zu versteigen, denn aus dem Kleinen entspinnt sich das Große, wollen wir sagen: Formelle Behandlung gibt allen Dingen erst ihren Werth, die sonst nur roher Stoff sind.

Was macht die Natur schön, und zieht uns bei ihr an? Nicht die Elemente, sondern ihre Bildung zu Meer und Land.

Worin verliebt man sich? Nicht in die Atome, die das Weib bilden, sondern in die Zusammenstellung derselben, in die Form weiblicher Schönheit. Alle Kunst ist also auf die Form basirt, und die Schätzung der Form eins der Hauptprärogative des Menschen als denkenden Wesens; daher bei höhern Wesen die Steigerung wahrscheinlich noch bis in's Unendliche fortgeht, und

die Sternenmassen, das ganze Universum zuletzt gewiß eine überirdische Schönheit haben, die unser Geist ahnen mag, aber uns're Sinne noch nicht fassen können.

Und so wird es auch im Intellectuellen seyn. Je complicirter die Form, je erhab'ner! Schon das Genie, welches hier erscheint, ist doch eigentlich nichts als die Vereinigung der Eigenschaften Mehrerer in einer selbstständigen Form erscheinend. Byron und Walter Scott z. B., schon vielfache vereinigte Kräfte, noch einmal in eins geschmolzen, würden Shakespeare sehr nahe kommen. Warum sollten wir nach dem Tode nicht auf diese Weise fortdauern, und vollkommner werden durch Vereinigung Vieler zu Einem?

73.

Es ist nicht zu verwundern, daß besonders die Großen der Erde, die Herrscher und Fürsten, die Frömmigkeit an Andern lieben, und sich auch selbst zu ihr hinneigen. Für's Erste erklären sie sich mehr als wie Andere ausschließlich von Gottes Gnaden, und gehen daher gern ihren Unterthanen mit dem guten Beispiel vor: sich Gott, als ihrem unumschränkten Herrn, zu unterwerfen — damit jene in der Stufenfolge ihnen ein Gleiches erzeigen. Ferner aber müssen sie auch, als schwache Menschen, die dennoch zu Erdengöttern gestempelt sind, oft selbst das Bedürfniß der Demüthigung vor einem Höheren noch mehr als Andere fühlen, um gewissermaßen dem lieben Gott

freiwillig wieder zu bezahlen, was sie von ihren Völkern ebenfalls gratis empfangen. Endlich ist die Religion und die Kirche, wenn letztere nicht etwa dem Monarchen selbst über den Kopf wächs't, allerdings von allen politischen Zäumen der, welcher nach der Geschichte Lehre bisher am Besten gewirkt hat.

74.

Als ich den ersten Theil der Cabinetsordres Fr. des Gr., gesammelt von Preuß, durchgelesen (von der Geschichte selbst spreche ich jetzt nicht), hatte ich ein Gefühl, dem ganz ähnlich, als hätte ich lange die Büste Jupiters von Phidias betrachtet. Dieser König war ein gebor'ner Herrscher im vollen Sinne des Worts. Von ihm kann man mit Recht sagen: daß er Vater und Herr seiner Unterthanen war. Zugleich besonnen und kräftig, unverdrossen und gerecht, liebreich und streng, tapfer und nachgebend, wie es paßte, und immer weise, bleibt er ein Muster der Könige für alle Zeiten.

75.

Gestern hörte ich einen originellen Beweis für die Wahrheit der Offenbarung. „Wer nicht an die Möglichkeit einer Offenbarung glauben will,“ sagte mein Freund, „der braucht nur Shakespeare zu lesen, um ihrer inne zu werden. Ueberzeugt er sich dann nicht davon, so ist Hopfen und Malz an ihm verloren.“

76.

Das ächte Gemüth ruht nicht bloß im Herzen, es lebt auch im Kopfe. Aber es gibt auch eine Art, die bloß im Kopfe ihren Sitz hat. Beide sind einseitig, und ich wüßte nicht zu entscheiden, welche von diesen Halbheiten den Vorzug verdiene. Mehr erregen wird die zweite, mehr geliebt werden die erste, beide vereinigt aber nur fesseln auch wieder Herz und Geist zusammen mit gleicher Stärke.

Seltsam aber ist es, daß die Deutschen allein das Wort dafür, und eigentlich auch das Wesen in seiner tiefsten Bedeutung besitzen. Dennoch möchte es sehr schwer werden, genau zu definiren, was man unter diesem Ausdruck eigentlich zu verstehen habe.

Hier ist aber beispielsweise eine Aeußerung, die nur aus einem gemüthlichen Menschen hervorgehen kann.

„Man muß Jemanden einmal wehe gethan haben, ehe man ihn ganz und vollständig lieben kann.“

77.

Reisebeschreibungen sind meine Lieblingslectüre. Ich lerne wenigstens, das Studium der Geschichte ausgenommen, aus ihnen am meisten, und je ungelehrter und einfacher die Reisenden, je lieber sind sie mir.

Kann man in dieser Art etwas Interessanteres lesen, als der Gebrüder Landers Reise in Africa? Es ist ein Roman voller Abenteuer, und gibt mehr zu denken als manche Predigtsammlung.

Unter andern sieht man daraus recht deutlich, daß die Menschen sich am Ende doch überall in der Hauptsache gleich sind, und der Unterschied der Civilisation eigentlich etwas ganz precaires ist, was oft ganz allein nur von diesen oder jenen früher einmal angenommenen Ansichten abhängt.

Unsere Tracht z. B. gibt gewiß an Unschönheit und Unzweckmäßigkeit der der Wilden nichts nach, oft aber übertrifft jene die uns'rige weit an Geschmack und Nützlichkeit. Ob man sich mit rother Erde oder mit weißem Mehl pudert, ist am Ende auch ziemlich gleich, und ob man sich mit Glasperlen oder Ziegelstücken oder mit Ordenströdel schmückt, ebenfalls.

Die religieusen Ansichten dieser rohen Völker sind, nach dem Folgenden zu urtheilen, auch nichts weniger als unvernünftig, selbst mit den uns'rigen verglichen. „Die Priester sagten uns," erzählt Landers, „daß sie an eines höchsten Gottes Daseyn glauben, und an einen Himmel, wo er wohnt. Dieß glorreiche und allmächtige Wesen wache über die Schicksale der Menschen während ihres Lebens, und belohne oder bestrafe jeden im künftigen Leben nach seinen Verdiensten." Doch haben sie von einer Hölle oder dem Orte ewiger Qual durch-

aus keine Vorstellung, was der orthodoxe Engländer natürlich sehr bedauert. „Die Seelen der Guten,“ sagen sie im Gegentheil, „werden in ein ruhiges, glückliches, schönes Land gebracht, in welchem keinen Affen zu wohnen gestattet ist (wie glücklich!) und wo sie immer bleiben. Die Bösen dagegen müssen, bevor ihnen gestattet wird, an so vielem Glück und Genuß Theil zu nehmen, Schmerz, Kummer und Strafe dulden, und mancherlei Qualen sind für sie bereit, bis sie hinreichend ihre Missethaten gebüßt haben, worauf sie nach und nach in den glücklichen Zustand erhoben werden.“

Landers gibt hier abermals sein Bedauern über diese unvollkommenen Nationen von der wahren Hölle zu erkennen. Was aber uns betrifft, so scheint es doch auch noch nicht sehr lange her zu seyn, daß wir nur so vernünftig als diese Africaner geworden sind!

Betrügerei und Egoismus herrschen frei-

lich dort vielfach, wie bei uns; im Ganzen genommen aber **regiert** ebenfalls das Recht, und in zwei andern kostbaren Eigenschaften: Gehorsam und Gastfreundschaft — übertreffen sie uns.

Täglicher Verkehr mit Europa würde die meisten dieser Völker des Innern gar bald gleich uns civilisiren, nur behüte sie der Himmel vor christlichen Missionairen!

Höchst merkwürdig, wiewohl auf ganz andere Weise, ist die Relation der Fahrt des Herrn Lindsay und des Dr. Gutzlaff's an den chinesischen Küsten. Was mich bei dieser hauptsächlich in Erstaunen setzte, war keineswegs die Auskunft, welche wir darin über China finden, sondern vielmehr die hier an den Tag gelegte, wahrhaft übernatürliche Unverschämtheit der Engländer!

Ich muß gestehen, daß ich seitdem eine große Hochachtung vor dem chinesischen Gouvernement und der Weisheit seiner Behörden bekommen habe; es auch den Chi-

nesen nach solchen Beispielen keineswegs mehr verdenken kann, wenn sie uns für Barbaren ansehen.

Der Feigheit der Chinesen ihre christliche Duldung mit der Frechheit der Europäer zuzuschreiben, ist kaum denkbar, da eine Handvoll Menschen von einer solchen Masse, wie ihnen hier entgegenstand, am Ende doch durch die bloße physische Kraft erdrückt werden mußten, ja ziemlich gefahrlos mit Parapluies todtgeschlagen werden konnten. Die Chinesen haben aber offenbar eben so gehandelt, wie vernünftige Menschen bei uns es auch thun, wenn sie einem Besoff'nen oder Verrückten begegnen, der sie belästigt, und den sie, so lange es irgend möglich ist, in Güte zu beschwichtigen, und sich vom Halse zu schaffen suchen.

Das Naiv'ste aber ist, daß uns're Barbaren sich selbst immer im größten Rechte glauben, wenn sie auch gegen alle Sitte und Völkerrecht handeln, und das Erstau-

nen gar nicht begreifen können, mit welchem die Mandarinen sie betrachten, „als wenn sie gar keine Menschen wären.“ Ja, sie sind so glücklich in ihrer Selbstzufriedenheit, daß sie auch das Lachen aller Zuschauer über die fremden Narren, nur als Beifall auslegen, den man ihrer Grobheit schenkt.

Wir haben wirklich vom himmlischen Reiche noch etwas zu lernen, und ich möchte wohl eine chinesische Relation über diese Begebenheiten lesen; wo sich dann vielleicht auch die Kanonaden der chinesischen Flotte, welche die Engländer bei ihrer Abreise hinter sich vernahmen, nur als Freudenschüsse erklären würden: solcher ungehobelten Gäste, mit guter Manier endlich glücklich los geworden zu seyn.

Bei alle dem hat indeß doch eine so colossale Impertinenz, wie die Engländer sie fast von jeher gegen alle Völker ausgeübt, eine ehrwürdige Seite; denn mit dieser Consequenz durchgeführt, verfehlt sie bis auf

einen gewissen Grad wenigstens, ihres Erfolges nie. Die Meisten lassen sich von ihr verblüffen, und gestatten deren Ausübern zuletzt ein förmliches Recht dazu. Gute Deutsche! Ihr habt in dieser Hinsicht ohne Zweifel in Europa die meiste Aehnlichkeit mit den Chinesen.

78.

Ich lebte neulich mehrere Monate auf einem einsamen Jagdschlosse tief im Forste, mit keiner andern Gesellschaft als sechs Hunden, eben so viel Pferden und einigen andern Thieren. Eine Dame, der ich aus jenem Orte schrieb, und meinen Brief mit den Worten abbrach: „lebe wohl, ich muß jetzt meine Hunde füttern,“ nahm dieß sehr übel auf, und machte mir bittere Vorwürfe über meine Hundeliebe.

Darauf antwortete ich ihr Folgendes:

„Warum soll ich die Hunde nicht lieben? Die Thiere verdienen in mancher Hinsicht mehr Liebe als Du und alle Menschen. Die Thiere sind göttlich, rein und unverfälscht; die Menschen nur menschlich, und selbst

das nicht immer, Gott sey's geklagt! Denn wir sollen erst werden, was sie schon sind — unschuldig.

Ueber Alles, was ich deßhalb schon von ihnen gelernt, über die unbeschreibliche Liebenswürdigkeit, die g'rade diese Unschuld ihnen gibt, könnte ich ein Buch schreiben. Ein wahres Vorbild für den Menschen aber ist besonders der Hund. Ich besitze einen Pudel, den ich zum Hofmeister meines Sohnes machen würde, wenn ich einen hätte. Einstweilen benutze ich ihn zu meiner eig'nen Bildung. Wird es Dich nicht rühren, wenn ich Dir folgenden trait von ihm erzähle?

Er hatte eine seltsame Zuneigung, eine wahre Leidenschaft für eine junge Katze gefaßt, die er bei Spaziergängen stundenlang im Maule mit sich herum trug, und wo ein Ruhepunct eintrat, behutsam absetzte, um mit ihr zu spielen. Bei'm Fressen

nahm sie ihm stets die besten Bissen weg, ohne daß er sie je daran hinderte.

Die Katze starb, und ward im Garten begraben. Mein Pudel zeigte den tiefsten Kummer, rührte kein Futter mehr an, und heulte die ganze Nacht hindurch kläglich.

Wie erstaunte ich aber, als am nächsten Morgen der Pudel wieder mit der Katze im Maule erschien. Er hatte sie ausgegraben, und nur mit Gewalt konnte man sie ihm entreissen. —

O wie rein, ohne alle Beimischung sind eure Tugenden, o Thiere! Treue, Gehorsam, Muth, Geduld u. s. w., wie vollständig ist Alles bei Euch ausgeprägt! Fehler habt Ihr eigentlich gar nicht, aber, was wir so nennen, etwa — Gefräßigkeit, Ungenirtheit, Eifersucht, Neid, Schelmerei, Diebs- und Raufsinn — Alles wird bei Euch, Thiere, wegen seiner Natürlichkeit, anmuthig. Wenn ich z. B. wegen Unpäßlichkeit im Bette frühstücke, und meine

kleine Zemire, ein Windspiel von Friedrich des Großen geschichtlicher race, wie ein Pfeil hereingeschossen kömmt, mit einem Satz auf's Bett fliegt, und mit der Schnelligkeit einer Biene, die aus einer Rose nippt, im Fluge die Haut vom Rahmtöpfchen stiehlt, und mit demselben Sprunge auch schon wieder die äußerste Ecke des Bettes erreicht hat, wo sie, sich demüthig niederkauernd, um Verzeihung fleht, und mich dazu mit so schalkhaft blinzelnden Aeuglein, die wie Sterne funkeln, comisch verstohlen anschielt — so behaupte ich, daß das muthwilligste Mädchen nicht lieblicher und artiger scherzen könne. Oder wenn ich reite und mein riesenmäßiger Neufundländer, scheinbar unbefangen, neben mir hertrabt; jetzt aber plötzlich quer über den Weg einen Löwensprung von fünf Fuß Höhe macht, um mein Pferd en passant spielend bei der Nase zu packen; dieses, erschrocken zurückfahrend, aufbäumt, und ich

ihn dann entrüstet schelte, er jedoch, seelenvergnügt über den angerichteten Unfug, mir nur die losesten Blicke zuwirft und frohlockend darüber bellt, mich so gut angeführt zu haben, während er im Gefühl seiner Sicherheit (da ich ihm vom Pferde aus nichts anhaben kann) höchst glückselig, mit lang von sich gestrecktem Schweife, um mich her caracollirt — so kann ich manchmal so herzlich über ihn lachen, daß ich fast meinen Sitz auf dem Pferde zu behalten Mühe habe, und doch nothgedrungen mir gestehen muß: daß Menschenspäße dieser Art sich zehnmal plumper gestalten würden. Noch unterhaltender vielleicht sind die possierlichen Kunststücke und Luftsprünge, die meine seidenhaarige Hühnerhündin mit ihren Kleinen anstellt, wenn sie ihnen den ersten Unterricht im Laufen gibt, und nachher so dankbar mir die Hände leckt, daß ich ihr die Zeit dazu gelassen."

Doch, um von den Hunden nicht zu viel zu sagen, gehe ich zu einem zahmen Kranich über, einem ganz sonderbaren Kauz, der unter andern, wenn er hungrig ist, selbst an der Küchenthüre so lange klingelt, bis man ihm etwas zu essen bringt, bei dessen Tanzen aber gewiß kein Mensch ernsthaft bleiben kann. Ist er gut gelaunt, so begleitet er mich oft bis an die Parkgränze, fortwährend einen unermüdlichen Groteskstänzer abgehend. Man wird, wie bei Hoffmann's Erzählungen, vom Comischen in das Phantastische hinübergerissen, wenn man nach und nach des Kranichs Kopfverdrehungen immer convulsivischer und seine Sprünge immer colossaler werden sieht, bis sie zuletzt die Höhe des Hauses erreichen, und er endlich die, bisher nur den Tact schlagenden, Flügel ganz entfaltend, statt eines Possenreissers, der er war, nun wie ein majestätischer Geist, weit über die

höchsten Spitzen der Fichten hinauf, sich in den Wolken verliert.

Wenn ich aber vollends die Rehe an einem duftenden Frühlingsmorgen in ihren Liebesspielen belausche, und die süße Zärtlichkeit, die unnachahmliche Grazie und Innigkeit aller ihrer Bewegungen bewundern muß, da kömmt mir oft fast das Weinen nahe, und ich werde so fromm, daß es mir das Herz zersprengen möchte; eine Stimmung, in die, aufrichtig gesagt, mein Beichtvater weit mehr Mühe hat mich zu bringen, als diese unvernünftigen Thiere.

Also, Geliebte, gönne mir meine Liebe zu diesen Geschöpfen, und hege keine fernere Eifersucht auf selbige. Bewundere sie vielmehr mit mir gemeinschaftlich, und wo könntest Du das besser als hier. Berede daher Deinen guten Mann.....

Doch halt' — im Schweigen ist Sicherheit, wie Cromwell sagt. Mehr braucht

das Publicum von dieser Correspondenz nicht zu wissen — denn daß ich die Thiere nicht allein liebe, wird es doch auch ohnedem wahrscheinlich finden — und daß die Menschen, wenn es ihre Lieblingsneigungen gilt, nicht viel enthaltsamer, als die Thiere sind — das weiß es leider auch!

Nur soviel also noch zur Nachricht: Liebte mich einmal ein Mädchen so aufrichtig, unterwürfig und natürlich, wie mein Hund, ich heirathete sie auf der Stelle, doch eher schwerlich.

Meine Ziehung möge jetzt mit einer ernsten Warnung schließen.

Der englische Minister, Sir James Graham, endigte seine Rede im englischen Parlament für das Interesse des Landbaues

mit folgenden für uns höchst inhaltschweren Worten: „Die Bande zwischen Gutsherren und Pächter (hier Bauer), die von der größten Wichtigkeit sind, haben schon etwas (hier bereits fast Alles) von ihrer Festigkeit verloren. Sehr bedauern würde ich es, wenn man sie noch lockerer machen wollte; ein einziger falscher Schritt würde dem Gutsbesitzer Verderben bringen, und dem ganzen gesellschaftlichen Körper einen Stoß versetzen, den das Land schwerlich aushalten dürfte. Wenn eine solche Maßregel durchginge, würden zwei Drittheile des Landes feil, und die Grundstücke massenweise losgeschlagen werden (wie es bei uns schon in vielen Provinzen der Fall ist, und zwar meistens sub hasta). Dadurch aber würde nicht nur eine Classe verarmen, sondern der Staat selbst seinem Ruin entgegen eilen.“

Ach! erwachten wir doch über diesen

Punct, so lang es noch Zeit ist! Denn ein Grundherr wird bei uns bald nichts and'res mehr heißen: als ein Herr der zu Grunde geht. —

III.

Naive Bemerkungen

eines

Mannes vom Lande.

Ich war lange nicht in der Residenz gewesen, und aufrichtig gesagt, etwas verbauert.

Um mich daher wieder au courant zu setzen, die rauhen Angewöhnungen wo möglich abzuschleifen, und mein einfaches Leben durch einige bunte Farben zu erfrischen, beschloß ich von Neuem einen Blick in die große Welt zu werfen. In wenig Tagen umgab mich wieder das Gewimmel der Hauptstadt.

Es war schon spät am Abend, als ich ankam, und die Neugierde bewog mich sogleich zu einem Spaziergang bei Mondschein.

Welche Pracht, welcher edle Geschmack, sagte ich freudig zu mir, hat sich hier entfaltet! Auf dem Gensd'armes-Markte hätte ich geglaubt, in Griechenland zu seyn, wenn nicht aus alter Zeit noch ein paar häßliche Anhängsel stehen geblieben wären, die man wahrscheinlich noch nicht Zeit gehabt hat, wegzuschaffen. Was mich aber am andern Morgen noch mehr in Erstaunen setzte, war, daß auf diesem schönen Platz mitten in dem ansehnlichsten Stadtviertel und zu dem Fuße eines der edelsten Tempels Thaliens, ein abscheulich schmutziger Fisch- und Victualienmarkt abgehalten wurde, der fast die Passage hemmte und Auge und Nase auf das Unangenehmste belästigte.

Nur erhab'ne Gefühle dagegen bewegten mich, als ich vom Brandenburger Thore aus, von Ueberraschung zu Ueberraschung übergehend, meine Schritte nach dem herrlichen alten Schlosse unserer Beherrscher lenkte. Der kräftig elegante florentinische

Palast, gleich zu Anfang der Promenade, gibt eine grandiose Idee von den Wohnungen uns'rer Privatleute, und es wunderte mich recht sehr, später so viele schale Witzeleien über dieses Gebäude hören zu müssen, die doch eigentlich alle nur aus dem dunklen Gefühl entspringen, daß es, g'rade hier isolirt, zu edel gegen die Umgebung absteche. Der Tadel trifft also, genau besehen, nur den schlechten Geschmack der gemeinen Häuser rund umher, die es wie ein lebendig hingestellter Vorwurf trifft. Sehr zu bedauern ist es besonders, daß die Gelegenheit nicht benutzt wurde, ein gegenüber stehendes Palais von gleich großen Dimensionen auch in gleich gutem Styl zu verändern. Nichts hätte die imposante Straße schöner beginnen können. Die schöne Linden- und Rüstern-Allee, welche der Straße den Namen gibt, hat etwas gelitten, weil man zu einer gewissen Epoche die unglückliche Idee faßte, die ehrwürdigen al-

ten Bäume auszuroden, um von Holland mit großen Kosten verschriebene Lindenpfähle dafür hinzupflanzen, die noch immer nur zwergähnliche Aeste getrieben haben.

Immer grandioser erschien das Ganze, je mehr ich mich dem Schlosse näherte.

Die Wache, der leider noch immer die so wohl verdienten Trophäen fehlen, reihte sich würdig dem großartigen Zeughause an, und die Marmorhelden vor ihrer Fronte schienen im zitternden Strahl des Mondes wieder lebendig werden zu wollen.

In noch wundervollerem Glanze erhob sich das Museum, dieses unvergängliche Monument der edlen Kunstliebe uns'res Königs, und des hohen Genius, der es geschaffen. Schade, daß es allen Bauten Schinkel's, wie den Meisterstücken gothischer Baukunst geht. Sie bleiben alle in irgend etwas unvollendet!

Wie hier den Canal entlang Massen über Massen sich thürmen! Wie verschieden in

ihren Einzelheiten, wie erfreulich gleich in erhab'ner Wirkung!

Es ist wahrlich eine große Gnade Gottes für ein Volk, wenn ein Genius unter ihm geboren wurde, der für die Nachwelt gelebt hat. Darum, großer Mann! wenn gegenwärtiger Unverstand an Dir makelt, tröste Dich mit der ungetheilten Bewunderung, die einst die Enkel Dir lohnender zollen werden.

Als mich alle diese Gefühle fast übermannen wollten, kehrte ich auf den Opernplatz zurück, und freute mich, daß die alte Commode auch noch da war. Man muß auch etwas zur Herabstimmung haben. Zu große Vollkommenheit möchte ermüden, und ich kann nicht leugnen: die neue Feueresse, von der man hinsichtlich des Styls nur sagen kann, daß sie im langen Styl erbaut sey, wie der zusammengekniffene Dom entsprachen diesem wohlthätigen Zwecke gleichfalls sehr. Ich bin nicht blind, wie man

sieht, aber Schinkel wegen dieser kleinen Schatten einen Vorwurf zu machen, kömmt mir nicht in den Sinn.

Am andern Morgen begann ich meine Visiten bei Jung und Alt. Es fiel mir auf:

1) daß fast alle Damen, die ich zu Hause antraf, hinter einer Ephenhecke in ihrer Stube entweder saßen, oder auf und ab patroullirten;
2) daß alle Tische im Zimmer, ja selbst die Sophalehnen, mit einer Menge Gerümpel, wie in einer Antiquarenbude, bedeckt waren.

Bei den Hübschen nahm es sich noch ganz gut aus, aber wenn eine Alte, die der Pique-Dame glich, hinter ihrem Ephengitter wie ein seltenes Thier paradirte, und unter allen Merkwürdigkeiten ihres Apar-

tements als die größte erschien, konnte ich mich manchmal kaum des Lachens enthalten.

Als eine dritte Sonderbarkeit erschien es mir, fast immer an einer Wand des Wohnzimmers alle lithographirte Portraits der königlichen Familie (mehrere Dutzend an der Zahl) als Zeichen eines feurigen Patriotismus in eine unförmliche Masse aneinander gereiht, aufgehangen zu sehen — und was für ungetreue Portraits für treue Unterthanen! Als ich später auf einem Balle frug: Himmel! wer ist diese englisch schöne junge Dame mit den milden blauen Augen, voller Geist und Güte, dem bezaubernden Wesen voller Grazie und Hoheit? und zur Antwort erhielt: das ist die Prinzessin W....., so hätte ich darauf geschworen, die Lithographie, welche ich so vielfach vorher von ihr gesehen, müsse von einem Blinden angefertigt wor-

den seyn; und mit den meisten der Uebrigen war es nicht anders beschaffen.

Ich behaupte nun, solche häßliche Copieen herrlicher Originale an die Wände zu hängen, sey ungemein unpatriotisch — getraute mich aber, blöde, wie ich bin, doch nicht, es Jemanden zu sagen.

An den meisten Damen, die ich besuchte, bemerkte ich übrigens heute bedeutend viel Unruhe, und sie liefen oft an's Fenster. Erst bei der dritten oder vierten Visite erfuhr ich die Ursache. Der Hoffourier fuhr nämlich herum, um zu einem déjeûner-dansant bei Hofe einzuladen. Es versteht sich, daß Jede sich sehr glücklich fühlte, die dieses beneidenswerthe Loos selbst traf, aber wurde man übergangen, so wollte man doch wenigstens wissen, ob die oder jene Bekannte in der Straße auch nicht, oder doch, dazu auserkoren sey. Hielt der Hofmercur nun nirgends weiter an, so malte sich immer noch eine ziemliche Zu-

friedenheit auf den Physiognomien der Schönen, stand aber die Carosse irgendwo still, so war der Unmuth nicht zu verkennen. Nun, dachte ich bei mir, die Residenzen sind doch auch nur größere Krähwinkel!

„Est-il possible?!“ rief Frau von N., „da wird wahrhaftig die alte Schachteldeckel mit ihrem ausrangirten Prinzenklepper wieder befohlen! Nun, meine Tochter, an Dich wird wohl diesen Winter die Reihe nicht kommen!“

„O M'ma,“ erwiederte diese, „ich liebe auch die Frühbälle gar nicht, und bin noch vom gestrigen Brühl'schen ganz fatiguirt.“

„Da hast Du ja gar nicht getanzt!“

„Eben deßwegen, M'ma, es war so langweilig mit all' dem Creti und Pleti. Denken Sie sich, Eine stellte sich hinter den Prinzen C...., und sagte: Sie Narciß! — der Prinz antwortete, sich halb umsehend: Gänseblümchen — que me veux tu?

Und dann war ein General Eisenfresser da, der schreckliche Grimassen schnitt. Wenn Jemand von Katzen spräche, sagte uns Graf R...., bekäme er gleich den Zufall. Sie glauben nicht, M'ma, was für Carricaturen man dort antrifft. Die gute alte B.... war auch zum Todtlachen. Ihr Kleid war hinten von einander geborsten, und formirte eine große Spalte, die den ganzen Ball über offen blieb, ha, ha, ha, ich muß noch lachen, wenn ich daran denke."

Bei diesen Worten empfahl ich mich.

Was mich sehr in der Residenz erbaut hat, ist die allgemeine Frömmigkeit, die ich jetzt hier antreffe, und für die doch sonst Berlin, selbst unter dem großen Friedrich, gar nicht so berühmt war! Heiligenbildchen, Crucifixe, die zehn Gebote kunstreich

geschrieben, überraschen Einen häufig, und versteigen sich selbst bis in die zierlichsten Boudoirs. Ich sah sogar ein Schlafzimmer bei einer alten Bekannten, mit nichts Anderem als einem Ecce homo hinter dem Bette, und einer hängenden Bibliothek von lauter Erbauungsbüchern geschmückt. Als ich diese letztern aber durchblätterte, war, der Himmel weiß wie, auch der Faublas, schön schwarz eingebunden, mit einem großen, gold'nen Kreuze auf beiden Seiten, mit darunter gerathen. Vielleicht sollte er sich dort bekehren, wie manche Betschwester auch früher nur eine Bettschwester war.

Man glaubt, daß das neue Modejournal, vom 1. künftigen Monats an, jede Nummer mit einer Predigt beginnen, und, statt Calembourgs und Cannondrums, Sprüche aus dem Sonntagsblatt enthalten werde — eine sehr zweckmäßige Neuerung, denn ein Modejournal muß doch vor Allem die Mode mitmachen.

Viele Leute, die dieß gehörig einsehen, machen nebst der Mode auch ihr Glück durch die Frömmigkeit. Man nennt sie Intriguanten, ich finde das aber keinesweges. Der gute W. pflegte zu meiner Zeit zu sagen: „Ich intriguire nie, sondern wenn ich etwas erlangen will, gehe ich immer den g'radesten Weg, g'rade durch die Lichtenau durch" — und so gehen auch die, welche heute etwas haben wollen, „g'rade durch die Frömmigkeit durch," und es bekömmt ihnen sehr gut.

Bei meinen Abendbesuchen fand ich, eben so regelmäßig als früh hinter dem Epheugitter, jede Dame hinter einem runden Tisch und einer enormen Astrallampe sitzen. Alle Vorbereitungen zum Thee waren sichtbar, nur die Gäste blieben gewöhnlich aus. Man saß in der Wüste mit höchstens zwei bis drei Personen, und Jeder war während der stockenden Unterhaltung nur darauf bedacht, wie er geschickt den Moment erlau-

schen möge, wo er sich mit guter Manier wieder aus dem Staube machen könne.

Nur einige Koryphäen der Gesellschaft erfreuten sich eines zahlreichern Auditoriums, und stabilerer Conversationisten.

Am einsamsten fand ich es bei einer jungen Gelehrtin, die eben hinter ihrer Astrallampe eingeschlafen war, als ich hereintrat.

„Ach!“ sagte sie nach der ersten Begrüßung: „ich las eben im Stern von Sevilla. Welch' ein göttlicher Dichter ist doch Calderon!“

„Wenigstens scheint er Ihnen eben einen gesunden Schlaf verschafft zu haben, gnädige Frau,“ erwiederte ich; „aber,“ setzte ich höchst tölpelhaft (man erinnere sich, daß ich vom Lande kam) hinzu: „wie kömmt's, daß Sie so allein sind?“

Die kleine Frau verzog ein wenig ihr hübsches Gesicht, und sagte:

„Mein Gott, ich wollte heute eigentlich

gar keine Gesellschaft sehen, sondern diesen Abend Clio weihen. Ich erwartete R...., den genialen Historiker und sanften Politiker."

„O, wie sehr würde ich mich freuen, rief ich aus, die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Schriftstellers zu machen! Sehen Sie ihn oft, gnädige Frau?"

„Ob ich ihn sehe? Er war und ist noch immer mein Hofmeister."

„In der That?"

„Ja, ich lernte viel von ihm, denn Niemand ist tiefer in die mittlere Geschichte eingedrungen. Darin ist er wirklich einzig! — Aber mein Herr, Sie kommen vom Lande, finden Sie nicht den Ton der Residenz höchst affectirt und unnatürlich?"

„Zuweilen," sagte ich, mich auf die Lippen beißend, „doch liegt das ohne Zweifel mehr an meiner eigenen Unbekanntschaft mit dem Ton der großen Welt, als an diesem selbst."

„Seltsamer Mensch! Wahrlich, ich glau-

be, Sie sind noch bescheiden. Eine völlige Unschuld in grauen Haaren! Das ist ja ordentlich rührend. Einen Mann wie Sie könnte ich heirathen!“

„Gnädige Frau,“ sagte ich erschrocken, „ich bin schon versehen.“

In diesem Augenblicke kam Herr R..., und um Lehrer und Schülerin nicht zu stören, wich ich von dannen.

Weiter ist mir an diesem Tage nichts Bemerkenswerthes aufgestoßen.

Ich war zu einem Diner bei meinem Freunde X. gebeten. Er hatte mir geschrieben: „Wir sind nur sechs Personen, lauter alte Bekannte; Du kannst auf lustige Gesellschaft rechnen, und was Küche und Keller betrifft, denke ich, wirst Du uns auch nicht degenerirt finden.“

Ich kam, um nicht zu spät zu kommen,

schon eine halbe Stunde früher, als ich gebeten war, und fand meinen Freund in großer Verzweiflung. „Denke Dir, sagte er, ein böser Dämon muß über uns walten! Drei uns'rer Gäste lassen sich nach einander entschuldigen, weil sie bei Prinzen befohlen worden sind, wo die Etikette dann nicht erlaubt, einem frühern Engagement zu folgen."

Kaum hatte er ausgesprochen, als ein neues Billet erschien, und auch der vierte Gast meldete, er sey so eben zum Kronprinzen befohlen.

„Himmel!" rief mein Wirth, wie Augustus verzweifelnd als er des Varus Niederlage erfuhr (denn er genirte sich nicht mit mir), „o meine böhmischen Fasanen! meine grünen Erbsen, für 10 Thlr. das Pfund! mein prächtiger Seefisch! es ist zum Todtschießen. Jetzt müssen wir's allein aufessen, wenn wir können. Und wie wirst

Du Dich mit mir tête-à-tête langweilen, alter Freund!“

Ich bat ihn sich zu beruhigen, mit Wahrheit versichernd, daß ich gar nichts vermissen würde, aber freilich hinsichtlich meines Appetits nur für einen Mann meine Schuldigkeit thun könne.“

„Gestehe aber,“ sagte er, „es ist hart, daß wir nie auf uns're Gäste rechnen dürfen, selbst wenn sie zugesagt haben. Nicht eher, als bis sie effectiv am Tische Platz genommen, ist man gewiß, sie zu besitzen. Unsere Prinzen sollten sich der armen Dinergeber erbarmen, und gleich uns Andern, vier Tage vorher ihre Gäste befehlen. Wenn wir heute eine Indigestion bekommen, lege ich es auf ihr Gewissen.“

Es ging jedoch Alles besser, als mein Freund befürchtete, und obgleich nur allein uns gegenüber, unterhielten wir uns doch recht gut.

Mein Freund jammerte im Anfang viel

über die heutige Zeit, ein Gespräch, das alte Leute immer wahrhaft con amore führen, weil sie sich den vermeintlich glänzenden Gegensatz ihrer Jugend dabei so recht lebhaft vor Augen stellen können.

„Die Moral uns'rer Tage," rief er (als ich ihm meine Bemerkungen über deren Wachsthum in der großen Welt mitgetheilt hatte), noch immer übler Laune aus: „welch' ein gebrechliches Werk ist das! Und uns're große Welt — ach Du lieber Gott! so plump und roh, und unwahr dabei, war sie wohl noch nie. Sie wird sich aber doch noch zu übertreffen suchen. Nur der Mittelstand ist in uns'rem heutigen Lebenswesen noch schlechter und elender. Die Entwickelung, die dieß einst nehmen kann, ist gar nicht abzusehen! und das Schulenpressen, was jetzt bei uns eingeführt wird, und dahin strebt, jeden Bauer zum Gelehrten zu machen, wird mit dem halben Wissen, das es wie eine Epidemie unter alle Clas-

sen verbreitet, es nur noch schlimmer machen! So haben wir auch vor dem Halleschen Thore eine Besserungsanstalt für verwahrlos'te Kinder, aber die vielen Zugrundrichtungsanstalten für wohlerzog'ne Fräuleins nehmen sich viel glänzender aus! O Saint Simon, ich muß an Dich denken! Vor einigen Tagen sagte mir ein Freund: Neulich war ich in Betrachtung versunken, was denn bei uns eigentlich an die Stelle der vormals so bedeutenden und reichlichen Stockprügel getreten sey? und es leuchtete mir unwidersprechlich ein; die Examina! Nämlich als Calamität ganz gewiß; ob auch an Wirksamkeit, ist noch die Frage. Daß die untern Classen dabei im Vortheil sind, ist klar, denn geprügelt werden sie nicht mehr, und examinirt nur die obern, welche nun gerade so unglücklich sind und unter der Zucht seufzen, wie jene vormals. —"

„Du hast wohl recht," sagte ich, „wir wis-

sen nicht mehr, was wir wollen, noch sollen. Wie leicht ward es dagegen in ihrem geregelten, so klar vorgeschrieb'nen Leben unsern Vorfahren! Mit unbeschreiblichem Vergnügen las ich neulich in diesem Sinne die Memoiren des Grafen von Dohna, höre nur: Einmal spaßt der Kurfürst mit seinem Stocke, und schlägt dem Befehlshaber seiner Garden damit dermaßen auf die Schienbeine, daß dieser vor Schmerz einen Augenblick die schuldige Ehrfurcht fast aus den Augen setzt, und sich sogar empfindlich zu äußern wagt. Er fällt natürlich in Ungnade, und wird alsobald seiner Würden entsetzt. Den andern Tag erscheint er, nichts desto weniger wieder, jedoch in Armersünderkleidung, bei Hofe. Der Kurfürst wird gerührt, begnadigt den Verbrecher, „aber," sagt er, „weil Ihr so sensible seyd, werde ich nie mehr mit Euch spaßen." Da stürzt sich Dohna nieder, umklammert des Gebieters Kniee, und fleht

um neue Schläge, denn lieber will er sich todtschlagen lassen, als nicht ganz auf alte Weise be- oder mißhandelt zu werden.

Und dieser Dohna war dennoch ein homme de qualité, ein durchaus herrlicher Mann, und einer der bravsten Officiere der Armee. — Weiter: Graf Dohna reis't seiner Braut entgegen, und bringt ihren Schmuck mit. Er kömmt an einen übergetretenen, reissenden Fluß. Die Brücke ist nicht mehr — aber die Braut wird ungeduldig seyn! Da stürzt sich der Kammerdiener, das Kästchen mit den Steinen über den Kopf haltend, in den Strom auf die Gefahr zu ersaufen, und Graf Dohna folgt ihm. Welches Devouement von Herrn und Diener! und wo gibt es jetzt in irgend einem Stande noch Aehnliches?“

„Doch,“ sagte mein Freund, „Devouement ist noch da, nur in edleren Dingen! Das Volk betreffend, erinnere ich Sie bloß an Schleiermacher's Begräbniß, welchem seit dem Tode

der seligen Bethmann kein's gleich gekommen ist — und wie Viele opfern sich dem Wohl des Staats. Hatte er je mehr Diener?"

„Sie wollen scherzen, merke ich wohl, aber Sie werden dennoch nicht leugnen, daß wir wirklich Männer besitzen, um die uns jede Regierung beneiden kann."

„Darin muß ich Ihnen aus voller Seele Recht geben" antwortete mein Freund mit recht leuchtenden, patriotischen Augen. „Wir haben erst ganz neuerlich ein schönes Beispiel davon gesehen, als unser Präsident Rother so gefährlich krank danieder lag, und vom Höchsten bis zum Letzten sich eine Theilnahme kund gab, die etwas wahrhaft Rührendes hatte. In der That, Dieser ist einer von den wenigen Dienern des Staates, über die kein getheiltes Urtheil statt findet, den Jeder von Herzen verehrt, und dessen genialem Scharfblick und biederer Rechtlichkeit das Land selbst einen

großen Theil seines Credits verdankt. Ein solcher Mann versöhnt mit gar vielen Mittelmäßigen und Uebelwollenden, über die man sonst genug zu seufzen haben würde!

Was mir aber immer am meisten an dem Präsidenten gefallen hat, sind besonders zwei Dinge! einmal die schlichte Einfachheit, mit der er so anspruchlos das Geniale schafft, und das Gute durchführt, als sey es nur das Gewöhnlichste — zweitens die edle Treue, die er, wie Wenige, dem Andenken seines frühern großen Gönners erhalten hat! jenes berühmten Staatsmannes, welchen Hunderte, die nur durch ihn etwas geworden sind, so schnell gering schätzen lernten, als nichts mehr durch ihn zu erhalten war."

„Es gibt noch zwei andere ausgezeichnete Männer in Berlin," fuhr ich fort, „von denen man in einer und der andern Hinsicht Daßelbe wie von Rother sagen kann, und Beiden huldige ich eben so von Grund des

Herzens. Sie werden leicht errathen, wen ich meine. Alle Drei bilden ein edles Kleeblatt, dessen lange Erhaltung ich dem Staate, dessen Zierde sie sind, aufrichtig wünsche. Obgleich selbst kein gebor'ner Preuße, wissen Sie sattsam, wie sehr ich überhaupt an Ihrem Lande hänge, wo ein so weiser und gerechter König herrscht, und wo auch im Allgemeinen der Geist so kräftig die Materie überflügelt — doch kann man nicht leugnen, das Fleisch hat dort auch zuweilen seine schwachen Stunden, wie freilich überall!

In der jetzigen Epoche steht indeß Preußen besonders groß da, denn das Einflußreichste, was in Deutschland seit lange geschah, ist ohne Zweifel der von Ihrer Regierung ausgehende Deutsche Zollverband. Endlich ein Band, das nachhaltig Deutsche, in dem Sinne nationeller Einheit, wirklich verbinden wird, ganz anders in's Leben greifend, als es der deutsche Bund vermag.

Der Minister, von dem diese Idee ausging, erlangt einen europäischen Ruhm, und wenn ich mir ein schlechtes Calembourg erlauben darf, so wird man, wie Jemand von einem Ihrer Prinzen gerühmt: „Jeder Zoll ein Ritter“ — künftig in Deutschland sagen können: „Jeder Zoll ein Maaßen!“

„Gott geb' es!“ sagte mein Freund. „Um aber noch einmal auf unsern verehrten Rother zurückzukommen, so gibt es, seine Verdienste als Staatsdiener abgerechnet, auch wenig so unterhaltende und joviale Gesellschafter im gewöhnlichen Leben, und gewiß keinen liebenswürdigern Wirth, als er in seinem Hause ist, was ich erst kürzlich selbst erfahren habe.

Wie manche picante Anecdote erinnere ich mich damals und früher aus seinem reichen Leben von ihm gehört zu haben, ein Leben, das gewiß einen sehr interessan-

ein Stoff zu Memoiren darbieten würde, wenn uns're deutschen Staatsmänner nur den guten Sinn haben wollten, hierin den französischen mehr nachzuahmen. Ich muß Ihnen eine dieser Anecdoten, als Beispiel zum Besten geben:

Der Präsident befand sich einst mit dem Staatscanzler, Fürsten von Hardenberg, dessen Gefolge und dem bekannten Arndt, auf der Insel Rügen. Bei Besichtigung eines der schönen Puncte dieser Insel hatte sich zufällig der Canzler, mit Arndt im Gespräch begriffen, mit diesem etwas von der Gesellschaft in's Gebüsch entfernt, als mit einemmal ein lauter Schrei aus jener Direction sich vernehmen läßt. Rother springt sogleich hinzu, und findet den Fürsten blutend am Boden liegen, während Arndt die Hände ringend um Hülfe ruft. Der Letztere hatte nämlich einen Ast zurückbiegen wollen, der, ihm entgleitend, den Staatscanzler so heftig in's Gesicht geschlagen, daß

er ihn zu Boden warf, und stark an der Nase beschädigte. Man eilte kaltes Wasser zu holen, um das Blut zu stillen, und hob den alten Fürsten auf, der sich nur ziemlich langsam erholte. „Mein Gott!“ sagte Rother besorgt, „welcher unglückliche Zufall! Ist Euer Durchlaucht jetzt wieder etwas besser?“

„O,“ erwiederte der liebenswürdige Greis mit seinem so gewinnenden Lächeln: „es ist nichts — der Zeitgeist hat mich nur ein wenig auf die Nase geschlagen.“

Ein launiger Zufall fügte es, daß kurz darauf der Präsident eine Marmorbüste des Staatscanzlers, von Rauch gefertigt, erhielt, in welcher der Marmor einen Fleck hatte, der, wie man noch heute in des Präsidenten Landhaus sehen kann, deutlich die kleine Schmarre abbildet, welche das Original an jenem Tage „im Conflict mit dem Zeitgeiste“ davon trug.“

Wir kamen jetzt auf Literatur zu spre-

chen, und nach einiger Zeit frug mein Freund: „Haben Sie schon das Buch Rahel gelesen?“

„Mehr als einmal,“ erwiederte ich. „Dieses Buch ist eine merkwürdige Erscheinung! Es gefällt Allen, aber recht verstehen wird man es erst in hundert Jahren“

Ich kannte die außerordentliche Frau, von der es doch nur einen kleinen Theil ihres umfassenden Geistes enthält, der in Allem seiner Zeit weit vorausgeeilt war.

Auch die Einleitung zu dem Buche, von Varnhagen, scheint mir in Gedanken wie Darstellung, ein vollendetes Meisterstück, und indem man dieses tiefe und klare Eindringen in die geheimsten Labyrinthe des Herzens, wie der Sprache bewundert, fühlt man zugleich, daß ein Verlust, wie ihn Varnhagen durch den Tod einer solchen Gefährtin erlitten, nie mehr im Leben ganz zu ersetzen ist!

Das Buch selbst ist ein wahrer Katechis-

mus für mich geworden, und seit mehreren Monaten las ich, wie meine Stimmung eben war, nichts als Rahels Briefe, Varnhagen's geistreiche, so anmuthig belehrende Kritiken und Heine's unübertreffliche Witzfeuerwerke. Damit hat man eine ganze Bibliothek!"

„Standen Sie je mit Varnhagen in Correspondenz?" frug mein Freund.

„Allerdings, und ich setze einen hohen Werth darauf; denn es gibt in der That wenig Menschen, die solche vollendete Briefe zu schreiben verstehen. Ihr Inhalt ist Musik und ihr Aeußeres ein Gemälde — denn Sie kennen Varnhagen's calligraphische Stärke. Ich besitze wohl fünfzig und mehr Briefe von ihm, und da ist doch nie, auch nur ein Buchstabe ausgestrichen, keine Phrase, die nicht auf das Vollendetste gerundet erschiene, kein Gedanke, der nicht etwas Neues, Picantes, Gedieg'nes enthielte. Varnhagen ist freilich ein berühm-

ter Schriftsteller indeß daß man in sorgfältig gefeilten Druckschriften so weit kömmt, gelingt auch Andern — daß aber eine Quelle so lauter, rein, und gleich reichhaltig, wie immer neu geboren, aus dem Geiste strömt, ist gewiß eine höchst selt'ne Gabe!"

„Es ist überhaupt Schade," fuhr mein Wirth fort, „daß nicht mehr Correspondenzen gedruckt werden. Wie viel Interessantes und Herrliches geht da täglich ungenossen zu Grunde! Ich wenigstens wollte für eine solche aus dem Leben gegriffene Lectüre, gern alle uns're seichten Fictionen hingeben, mit denen jede Büchermesse überschwemmt wird."

Um aber auf etwas And'res zu kommen, muß ich Ihnen eine Nachricht mittheilen, die Sie erfreuen wird. Schinkel ist berufen worden, des jungen Griechenkönigs neues Schloß in Athen zu bauen. Ich habe nur einen Blick auf den Plan wer-

fen können, der mich aber entzückt hat. Die neuen Gebäude sind auf eine höchst originelle, ganz Schinkel's Genie würdige Weise, mit einer theilweisen Restauration der Akropolis in Einklang gebracht, und müssen, wenn es so ausgeführt wird, unser Zeitalter einst wahrhaft verherrlichen."

„O wie gönne ich ihm diesen schönen erweiterten Wirkungskreis! Dort wird sein Feuergeist sich erst in der wahren Heimath fühlen, und der liebenswürdige Künstler auch sehr zufrieden seyn, einmal sein märkisches Backsteinmaterial mit Penthelischem Marmor vertauschen zu dürfen. Sie wissen..."

Doch ich glaube es wird mit dieser Probe uns'rer Unterhaltung genug seyn.

Ich war für den Abend bei einer jüdischen Familie eingeladen, welche, wie ich gehört, ein sehr brillantes Haus machen

sollte. Der reiche Mann hieß, mit der Vorliebe der Juden für Thiernamen, Ferdinand Kuh, und war vor Kurzem erst von Paris zurückgekommen, wo er eine Engländerin geheirathet, und als **Monsieur Ferdinand Cu** eine glänzende Rolle gespielt hatte.

Als ich eintrat, kam mir die Frau vom Hause, in einem mit Hermelinschwänzchen verbrämten Kleide, mit pathetischen Schritten entgegen, so daß ich glaubte, die Gemahlin weiland des großen Churfürsten vor mir zu sehen. Der größte Theil der Gesellschaft bestand aus Künstlern aller Art, deren Mäcen Herr Kuh zu seyn schien, und auch mit vieler Salbung über Plastik, Malerei und Musik sich vernehmen ließ. Mehrere Edelleute, sogar Hofleute, waren auch zugegen, aber so incognito, daß sie selbst ihre Orden zu Hause gelassen hatten. Wie Don Ranudo ließen sie es sich aber nicht weniger gut schmecken als die Andern, ob-

gleich mit spöttischen und verächtlichen Mienen.

Ich setzte mich in eine Ecke neben einem interessanten Weltmanne, und sah dem Treiben zu. Der erwähnte Mann kam eben von England zurück, und klagte mir schreiend, daß die Deutschen so sehr schrieen! Ich gab ihm sehr leise recht, der Wink half aber nichts. „Wer ist jener geistreich aussehende Mann?“ — schrie er mir von Neuem in's Ohr.

„Das ist,“ erwiederte ich (denn ich bin schon ganz bekannt in der Stadt), „der berühmte H...., der sich wie der Rhein hier im Sande verliert.“

„Oh! und Jener neben ihm?“.

„Ein liebenswürdiger Sonderling, mein Freund, Graf R.... Ich habe gestern bei ihm gefrühstückt, und bin noch ganz betäubt von allen dem Selt'nen und Merkwürdigen, was ich bei ihm gesehn. Er wohnt vor dem Thore in einem kleinen

orientalisch-europäischen Museum, seiner Muße und den Wissenschaften lebend, versäumt aber auch die guten Dinge des Lebens nicht, wenigstens war unser Frühstück vortrefflich. Er ist von Geburt ein Holländer, und trug sonst die alte niederländische Tracht. Ich weiß nicht, warum er sie seitdem wieder abgelegt hat, denn man würde der Menschheit eine wahre Wohlthat erzeigen, wenn Viele gemeinschaftlich eine Verschwörung anzettelten, um der horriblen Affenkleidung uns'rer Tage das Garaus zu machen. Dabei fällt mir ein, daß ich Graf R. schon auf dem Wiener Congreß gekannt, wo er zuerst in jener Tracht erschien. Eines Abends bei Frau von Arnstein äußerte Fräulein Saaling gegen unsern geistreichen St...: Graf R. mache ihr ganz den Effect, als sey er eben aus dem Rahmen eines schönen Vandyk'schen Gemäldes gestiegen. Zufällig traf es sich, daß am andern Tage Graf R. das

Portrait seiner Mutter, einer herrlichen Frau von großen Eigenschaften, dem Herrn von St.... schenkte. Dieser packte es sogleich sorgfältig ein, und schickte es Fräulein Saaling mit der Zuschrift: „Hier erhalten Sie zu gefälliger Ansicht den Rahmen, aus dem Graf R. gesprungen." — Ist das nicht artig?"

„O ja," schrie mein Nachbar, „ich habe von dem Grafen R. schon gehört, er soll einmal das große Loos gewonnen haben."

„Glauben Sie das nicht," sagte ich, „denn nach der Probabilitätslehre ist es dreimal wahrscheinlicher, vom Blitz erschlagen zu werden, als das große Loos zu gewinnen. Ich glaube, kein Mensch gewinnt es, wenigstens habe ich noch eben so wenig ein solches Glückskind gesehen, als einen Geist."

Hier unterbrach uns der amüsante Doctor W. und die Unterhaltung wendete sich auf's Theater.

Da ich nun leider noch aus der Zeit

von Fleck und Iffland datire, so hielt ich's für's Beste, lieber heute ganz zu schweigen, ließ aber dem Ballet, den Königsstädter Opern, dem Eckensteher, und verschied'nen Decorationen auf dem Nationaltheater alle Gerechtigkeit wiederfahren. W. erzählte von Dresden, Tiek's erfolgreicher Regie, und dem dortigen Gastspiel der Madame Schröder vor einigen Jahren.

„Nie," sagte er, „sah ich Magister Lobwasser in größerer Verlegenheit. Er hatte sich ganz vorn an's Orchester placirt, um nicht von der gefeierten Schauspielerin übersehen zu werden, und klatschte eben wie besessen, als er zu seinem nicht geringen Schreck bemerkte, daß sich während dem Madam Hartwig neben ihn gesetzt hatte. Doch der Erfahr'ne wußte sich zu helfen. So wie er im Klatschen pausirte, rief er leise der Nachbarin zu: Keine Hartwig, keine Hartwig! und so zwischen Klatschen und „keine Hartwig!" zog er sich bis an

des Stückes Ende glänzend aus der bedenklichen Lage.“

„Apropos,“ fing mein Angloman wieder an, „waren Sie schon bei Hofe?“

„Wie versteh’ ich dieses Apropos — meinen Sie Apropos von Lobwasser?“

„Ha, ha, gut! Nein, ich wollte bloß fragen, ob es wirklich wahr sey, daß seit Kurzem die Hofleute auch in Stiefeln erscheinen dürfen, wie wir’s in der großen Welt jetzt überall einführen. Sehr vernünftige Sitte! obgleich den alten Herren die gestiefelte Attitüde noch gar nicht recht zur andern Natur werden will, wie man behauptet. Manche, sagt man, könnten kaum die Balance erhalten, und hätten ein Gefühl der Schamhaftigkeit, wenn sie auf die ungewohnte Tracht herabblickten, wie junge Mädchen, die zum erstenmal in kurzen Ballröcken erscheinen müssen.

Sie werden übrigens sehen, ehe ein paar Jahre vergehen, tragen die Damen auch

Stiefeln — neulich sah ich schon eine mit einem Schnurrbart und er ließ ihr vortrefflich, by God!“

„Ach, Alles vermischt und civilisirt sich heutzutage, das erkenne ich nun wohl, seit ich wieder in der Residenz bin,“ erwiederte ich, „denn erst diesen Morgen begegnete ich dem türkischen Gesandten, der wie ein Kosak angezogen war und mit russischem Accent Französisch sprach. Gestern aber sah ich auf dem Theater eine ganze Compagnie Mädchen besser exerciren als weiland Napoleon's Garde; und auf dem Gewandhause erblickte ich staunend Ritter mit Stern und Band auf Wollsäcken reiten, um deren Inhalt an Juden zu verkaufen. Das Sprüchwort lügt. Es gibt viel Neues unter der Sonne!“

Das Treppenfest.

Ein merkwürdiger Abend.

Madame C.... hatte mich eingeladen, den Thee bei ihr allein zu trinken. Ich rechnete auf eine sehr interessante Unterhaltung — wir vergnügten uns aber weit weniger im Zimmer als vor der Thüre. Ich muß hier im Voraus bemerken, daß Madam C... im rez de Chaussée des S....schen Hôtels wohnt, gleich rechts von der großen Treppe.

Als ich mich dem Hause näherte, bemerkte ich schon, mit landjunkerlicher Verwunderung, daß das Portal prachtvoll illuminirt war. Ein dicker Portier im seltsamsten Costüme, halb Soldat, halb Lakai, brüstete sich auf dem perron, und

sah mich stolz von der Seite an, als ich bescheiden eintrat. Hier aber glaubte ich mich in einen Feentempel versetzt! Eine anmuthige Frühlingswärme erfüllte das ganze Haus; scharlachrothes Tuch deckte den Boden der Halle, wie die Stufen der Treppe, wo es elegant durch gold'ne Spangen festgehalten wurde. Reiche Drapperien von gleichem Stoff schmückten die Wände, und eine Allee von Orange-Bäumen mit allen Arten der schönsten Blumen untermengt, bunte Lampen gleich Früchten aus Edelsteinen tragend, führte nach den obern Gemächern. Eine Menge Menschen liefen hin und her, ohne auf mich zu achten. Ich begab mich eilig zu meiner Freundin und frug, was hier vorgehe?

„O," sagte sie, „der Geheimerath gibt einen Ball, den der Hof mit seiner Gegenwart beehren wird; und schon seit länger als vierzehn Tagen leide ich an den Vorbereitungen dazu. Doch heute soll uns

dieß Fest besser amüsiren, als die meisten von denen, die daran Theil nehmen werden. Wir können uns nachher keck hinter einem der Orange-Bäume etabliren, und Alles mit anseh'n ohne bemerkt zu werden; denn Herr und Frau vom Hause sehen und hören heute nicht, darauf mögen Sie sich verlassen, alle ihre Sinne sind nur auf die prinzlichen Herrschaften gerichtet."

Dieß gefiel mir, denn ich beobachte gern, und ich bat daher, keine Zeit zu versäumen. Wir öffneten leise die Thür und waren kaum hinter unsern Baum geschlüpft, als wir die Frau Geheimeräthin im höchsten Putz, eine lange Zitternadel auf dem Kopfe und in jeder Hand eine Flasche eau de Cologne tragend, herabeilen sahen. „Johann, Matthes, Jürge," rief sie: „hurtig, her!" und drei von Gold strotzende Lakaien flogen herbei. „Hier, seht her, das ist eine Flasche eau de Cologne, wascht Euch die Hände damit, und gebt auch den Andern

davon, und dann zieht gleich die neuen weiß-leinwand'nen Handschuh' an, daß keine von den hohen Herrschaften Eure schmutzigen Tatzen sieht. Mit der andern Flasche sprengt den Boden, so wie die erste Prinzeß kömmt. Portier! habt Ihr den Herrn vorher auch recht verstanden, Brauer? Um Gottes und aller Heiligen willen, macht keine Confusion und bringt uns in's Unglück. Merkt wohl, wenn ein Prinz kömmt, klingelt Ihr einmal — nun so paßt doch auf, dicker Esel, wenn ich mit Euch spreche und tackelt nicht mit dem Bandelier — also, wenn ein Prinz kömmt, einmal, wenn's aber eine Prinzessin ist, zweimal — und laut und vernehmlich, hört Ihr?"

„Na, sind Se man unbesorgt, ick we schon machen. Se kennen mer ja!"

„Du, Jürge, stehst auf der halben Treppe, und so wie Du Brauern klingeln hörst, rennst Du rauf als wenn's Haus brennte, und sagst's dem Herrn — wenn's

nämlich einmal klingelt — klingelt's zweimal, so sagst Du mir's. — Ach Gott! lieber Mann," seufzte sie, sich mit dem Schnupftuch Luft zufächelnd, und zu dem eben in Pontificialibus herabkommenden Gemahl wendend, „ich schwitze wie ein Braten! es ist eine große Ehre, freilich, aber ich werde doch Gott danken, wenn's erst wieder vorbei ist."

„Ja, mein Kind!" erwiederte der dicke Ehemann, noch tiefer seufzend: „Hoffart will Zwang leiden, ich sagte Dir's gleich, aber Du gabst keine Ruhe. Welche Noth haben wir nur schon gehabt, ehe wir's so weit brachten! Ich sage Dir, Hans versichert mich, uns're Pferde wollten gar nicht mehr fressen, so müde wären sie von dem vielen Herumfahren bei den Hofmarschällen und Oberhofmeisterinnen, bis wir's endlich los kriegten."

„Na, aber so 'nen Ball auch," fiel ihm die Frau Geheimeräthin in's Wort, „so 'nen

Ball hat auch diesen Winter noch Keine gehabt. Sechs Prinzen und zehn Prinzessinnen, mit den fremden Herrschaften, werden wir haben! Aber aufgepaßt, wird's heißen! ich beschwöre Dich, lieber Mann, sey nur dießmal nicht so schwerfällig wie gewöhnlich! Bedenke, die ganze Geschichte kostet uns wenigstens tausend Thaler, und wenn wir nun umschütteten, und eine von den Herrschaften versäumten, so hätten wir ja, statt der Ehre, nichts als Schmach und Schande davon!"

Hier rasselte der erste Wagen am Thore.

„Herr Jes! da kommt schon Einer!" rief die Frau Geheimeräthin, „mach', daß wir in den Saal kommen...." und das besorgte Paar stolperte die Treppe hinauf.

Ich lachte herzlich.

„O, es wird noch besser kommen," sagte meine boshafte Freundin, warten Sie nur, jetzt wollen wir uns zurückziehen, bis wir

die erste Klingel ertönen hören, dann erst wird das Schauspiel wieder interessant.“

Als wir am Theetisch saßen, sagte meine Freundin, mir eine Tasse, so groß wie ein Spühlnapf reichend: „Ja, mein alter Freund, das sind die Vergnügungen der großen Welt! Freilich werden heutzutage Leute mit hineingezogen, die man sonst nicht darin anzutreffen gewohnt war — aber dennoch ist es merkwürdig, wie sehr solche arme Schächer sich abquälen, und wie viel sie sich es kosten lassen, um sich lächerlich zu machen. Denn morgen werden wir nicht allein die, welche nicht dabei waren, sich über dieses Fest lustig machen hören, sondern auch alle Die, welche es mitgenossen haben. Und nichts, das können Sie mir glauben, wird den Gästen dabei recht gewesen seyn, kein Mangel der Bedienung, kein blunder der Herrschaft wird ihnen entgehen, und ohne Fehl Alles, was geschehen oder nicht geschehen, versteht sich noch ge-

hörig embaillirt, ein paar Tage lang den Stoff zur Unterhaltung bieten müssen. Wie viel glücklicher sind Sie doch, Ihren Kohl in Ruhe auf dem Lande zu pflanzen, fern von all diesem leeren Getreibe."

„Ach, denken Sie das nicht!" sagte ich: „Welt ist Welt, und Menschen sind Menschen, auf dem Lande wie in der Stadt! und kann man der Thorheit einmal nicht entlaufen, wo es auch sey, so ist es doch besser, den Narren bei Champagner und Trüffeln, bei'm Schein der Wachskerzen und dem Dufte der Orangenblüthen, als bei Kohl und Talglicht und Düngerhof zu spielen."

„Nun, in so gefährlicher Nähe leben Sie wohl bei sich auch auf dem Lande nicht?"

„Habe ich es auch etwas besser, so finde ich es doch wohl bei manchem Nachbar nicht anders, und im Ganzen betrachtet — ziehe ich wenigstens die Stadt hundertmal dem Lande vor. Die Einförmigkeit macht

Einen dort melancholisch, einseitig, der fortwährende kleine Verdruß über Dieß und Jenes bitter und boshaft, und fast nur mit Untergeb'nen verkehrend, gibt man sich zuletzt eine lächerliche Wichtigkeit. Und wie mühsam und kostspielig ist jeder Genuß! Will ich Journale lesen, deren ich hier Hunderte für wenige Groschen zu meiner Disposition habe, muß ich dort zehnmal so viel Thaler dafür ausgeben; jeden Gegenstand des Luxus muß ich weit her kommen lassen; und die Gesellschaft, die ich hier umsonst habe, muß ich wochenlang selbst bewirthen, wenn ich nach ihr verlange. Theater, Concerte, Illuminationen, Feuerwerke, Bauchredner, fremde Potentaten, interessante Durchreisende aller Art muß ich entbehren — und was habe ich zum Ersatz? Nichts, als die elende Natur, der ich etwas näher bin, mehr Frösche, Fliegen und Mücken nebst and'rem Ungeziefer, und allenfalls wärmere Stuben

als in der Residenz. Nein, Sie sind die Glückliche...“

Hier erbebten die Fenster von dem doppelten Gerassel mehrerer schnell herbei eilenden Wagen. Der Schein der Laternen flog an uns vorüber, und gleich darauf erschallte die Klingel mit solcher Gewalt, daß wir über deren Bedeutung nicht in Zweifel bleiben konnten.

Wir eilten hinaus. Schon keuchte der Herr Geheimerath die Treppe hinab, und die vom Lande entbot'nen Lakaien, wie Statisten auf dem Theater in Livreen gesteckt, marschirten auf. Dem unglücklichen Jürge aber, der, zu gutwillig, den letzten Rest der eau de Cologne-Flasche eben noch frisch auf den Boden sprengen wollte, entglitt die Treulose, und säete klirrend, Glasscherben statt Blumen, vor dem eintretenden Prinzen hin. Der Geheimerath erschöpfte sich in Entschuldigungen, fuhr selbst zur Erde, das scharfe Glas zu beseitigen, wobei er

sich derb in die Finger schnitt, und geleitete dann Seine Hoheit, die bei der Jocrisse artigen Verzweiflung Jürgens und seines Herrn kaum ihre ernsthafte Fassung behaupten konnten, die scharlachrothen Stiegen hinan.

Es waren nur wenige Minuten verflossen, und die letzten Spuren des Unglücks noch kaum gänzlich fortgeschafft, als die Klingel von Neuem, dießmal aber zweimal schmetterte.

Nun war es an der Geheimeräthin, das Treffen zu führen. Mann und ein langer Sohn mit einem großen Schnurrbart, der anzeigte, daß er die Handlung erlerne, trabten bloß als Hülfstruppen hinterdrein; aber o Schrecken! der Portier hatte sich geirrt — es war keine Prinzessin, sondern wieder nur eine prinzliche Männlichkeit.

Madame will eilig rechtsumkehrt machen, übersieht die Stufe und — boshaftes Schick-

sal! stürzt auf eine so perfide Weise, daß sich dem Operngucker des zweiten Prinzen ein Schauspiel präsentirt, welches kaum vor fünfundzwanzig Jahren verzeihlich gewesen wäre! Der Gemahl kann, seinem Berufe folgend, keine Notiz von ihr nehmen, aber der lange Sohn deckt ihr die Retirade, und die halb ohnmächtige Mama mehr tragend als führend, setzt er dieselbe glücklich wieder oben im Ballsaale ab.

Um nicht zu ermüden, will ich resumiren. In Zeit von einer halben Stunde sahen wir auf diese Weise, mit mehr oder weniger Glück fungirend, Herr und Frau vom Hause sechzehnmal an der Hausthür erscheinen. Die guten Leute waren von den prinzlichen Herrschaften so absorbirt, daß sie die übrigen Gäste gar nicht zu berücksichtigen, ja kaum zu sehen schienen, und in ihrer Angst und Aufregung Manche, die ihnen auf der Treppe begegneten, fast umstießen, wenn sie ihrem Wettlauf hinderlich wurden,

Die großen Desastres waren aber noch nicht vorüber!

Es kam nämlich ganz zuletzt diejenige Prinzessin, bei der man wegen ihrer Stellung in der Nähe des Thrones am meisten anzustoßen fürchtete — und das mitleidslose Fatum wollte, daß bei ihr die Klingel riß! Niemand also erschien an der Thür, sie zu empfangen.

Die liebenswürdige Fürstin bemerkte es vielleicht selbst kaum, daß Keiner ihr entgegen kam, aber für Geheimerath und Räthin war es ein Donnerschlag. Ueber das Zuviel, was dem einen Prinzen zu Theil geworden, hatten sich Beide schnell getröstet, über das Zuwenig aber, womit sie der Prinzessin manquirt, konnten sie keine Ruhe finden; und als am andern Morgen die tragische Periode der Nüchternheit eintrat, die nach jedem großen Feste für die Gastgeber den bittern Nachgeschmack liefert, sagte

die Geheimeräthin mit einer Thräne im Auge zu ihrem Gemahl: „O Barnabas, dieß Unglück mit der zerriss'nen Klingel, nein, das überwinde ich nicht!“

Ende des fünften Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pückler-Muskau, Hermann <<von>>,

Tutti Frutti Aus den Papieren des Verstorbenen

Bd.: Fünfter Band

Stuttgart 1834

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5404 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261418-6